

## Die schweizerische Landschaft als Grundlage der Fremdenindustrie.

Von E. W. Milliet, Bern,

nach einem an der Jahresversammlung der Schweiz. Statistischen Gesellschaft am 22. September 1922 in Interlaken gehaltenen Vortrage.

1. Die Schweiz liegt im Mittelpunkt des Erdteiles wie die Nabe eines Rades, auf welches die Speichen und Felgen des europäischen Ländersystems konvergieren. Diese zentrale Lage hat ihrem Gebiet schon in vorgeschichtlicher Zeit das Gepräge eines Passlandes verliehen, in das sich durch die Jahrhunderte hindurch Menschenströme von wechselnder Art und Stärke ergossen. Manche der Zuwanderer wurden sesshaft. Andere kamen nur zu vorübergehenden Aufenthalten ins Land, deren Dauer je nach Veranlassung und Zweck vom eilfertigen Durchzug sich bis zu längerem Verweilen erstreckte.

Früher hatten solche Zuwanderungen, soweit sie nicht eigentliche Völkerwanderungen waren, ihren Grund im wesentlichen in Handelsgeschäften, in kriegerischen Unternehmungen, in politischen oder kirchlichen Veranstaltungen, in Pilgerfahrten, in Reisen von Schülern der Kunst oder der Wissenschaft.

Zu diesem ältern Verkehr gesellte sich dann aber in späterer Zeit ein völlig anders gearteter. Wir bezeichnen ihn in der Massenerscheinung, zu der er, aus den einige Jahrhunderte hinter uns liegenden bescheidenen Anfängen heraus, etwa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, ja entscheidend eigentlich erst nach dem deutsch-französischen Krieg von 1870/71 sich auswuchs, als *Fremdenindustrie* <sup>1)</sup>.

Der Ausdruck Fremdenindustrie wird häufig als unschön und irreführend angefochten. Wir behalten ihn, dem neuen Wort Tourismus gegenüber, bei, weil wir keine andere Wortverbindung kennen, welche die durch starken Kapitaleinsatz, Beschäftigung vieler Hände und grosskaufmännische Gewinnkalkulation gekennzeichnete moderne Entwicklungsstufe des Fremdenverkehrsgewerbes einfacher und allgemein verständlicher zu charakterisieren vermöchte.

2. Was den neu aufgekommenen Verkehrszweig entscheidend beeinflusst, ist die Art und Wirkungsweise unserer Landschaft. Diese erhält ihr besonderes Gepräge aber unstreitig durch ihre Berge. Denn auch die

<sup>1)</sup> Diese umfasst der geltenden Auffassung nach eigentlich nur die ausländischen Aufenthalter, also weder die Schweizer noch die niedergelassenen Fremden. Doch ist die tatsächliche Auscheidung auf die drei Kategorien meist unausführbar.

Szenerien der ebenen Landesteile empfangen ihre Eigenart durch den Hintergrund des Gebirgs, vor allem des Alpenwalles.

C. C. L. Hirschfeld würdigt diese Tatsache in seinen Briefen von 1776 nicht unzutreffend mit folgenden Sätzen: «Das Land ist fast nichts als eine unaufhörliche Kette von Hügeln, Bergen und Gebirgen; zwischen diesen liegen die angenehmsten Täler. Die Schneeberge und die Gegenden, wo kahle Wände von Felsen und waldige Gebirge emporsteigen oder steile Abgründe sich senken, erheben die Schönheiten derer, welche fruchtbar und angebauet sind.»

Der majestätische Aufbau und die Formenschönheit unserer Gebirgswelt, die eindrucksvollen Einsamkeiten der erhabenen Wildnisse, die Pracht oder Wucht ihrer eigenartigen Naturerscheinungen, die Reinheit der Bergluft haben zunächst die Landesbewohner in ihren Bann gezogen; dann aber waren sie es vor allem, die auch die Fremden lockten, als Ferienreisende bei uns Erholung und allgemeinen Naturgenuss zu suchen. Poetischer freilich als das nüchterne Ferienreisende klänge das Wort «Naturvergnüglinge», das Theodor Mügge in seinem Werk von 1847 über die Schweiz und ihre Zustände geprägt hat; ja ein noch schönerer Ausdruck, «Lebensgenussreisende», liesse sich in Anlehnung an die von dem Tübinger Professor der Medizin Ploucquet in den 1786 veröffentlichten Briefen über seine seit 1760 durchgeführten «Lebensgenussreisen» bilden, die er unternommen hat, wie er sagt, teils um von den ermüdenden und am Ende abstumpfenden Geschäften sich zu entspannen, teils um die reine Natur in ihren grossen Szenen zu geniessen.

(Eine besondere, wenn auch nicht immer ganz scharf trennbare Klasse bilden die nicht in den Kreis unserer heutigen Betrachtung fallenden Personen, welche Bäder, Gesundbrunnen oder andere heilkräftige Auswirkungen unserer Landesnatur der Wiederherstellung oder Festigung ihrer Gesundheit nutzbar machen; man hat für sie die Spezialbezeichnung «Kuranden» aufgebracht.)

Die Wirkungskraft unserer Bergherrlichkeit wird durch einen besondern Umstand verstärkt. Andere

Länder besitzen Gebirge von kolossalerer Architektur, gewaltigere Gletscher, grossartigere Wasserfälle, reizendere Seen. Was der Schweiz ihnen gegenüber bis jetzt die grössere Anziehungskraft verlieh, ist einmal die bereits erwähnte Gunst unserer geographischen Lage, mehr aber noch die sonst nirgends gebotene *Mannigfaltigkeit der Naturverhältnisse auf engstem Raum*. Helvetien, sagt Albr. v. Haller, bietet fast alle Regionen Europas, vom äussersten Lappland und selbst von Spitzbergen bis nach Spanien. Und was er so in Prosa kündigt, hat er auch im Vers niedergelegt: «Hier wo der Alpen Haupt die Wolken übersteiget und der erhabenen Welt die Sonne näher scheint, hat, was die Erde sonst an Seltenheit gezeuget, die spielende Natur in wenig Land vereint.» Drastischer noch hat speziell für sein «Hirtenland» von Bonstetten dem Verhältnis Ausdruck verliehen: «Jede Viertelmeile hat ihr Klima. Füglich möchte Saanenland ein Kompendium von Europa genannt werden.» Hirschfeld schreibt: «An jedem Ort hat die Natur neue Schönheiten, und überall ist für das Vergnügen der Mannigfaltigkeit gesorgt». «Konzentrierte Mannigfaltigkeit» nennt es kurz und bündig Ulrich Hegner.

3. Die wirtschaftliche Ausnützung aller dieser Vorteile, namentlich in Form des voll ausgebildeten Fremdenverkehrs, konnte nicht vor Erfüllung einer ganzen Reihe von Voraussetzungen und Bedingungen stattfinden.

Vor allem waren die Mittel zur Beförderung der Reisenden, ihrer Dienerschaft und ihres Gepäcks bereitzustellen und für deren Unterkunft, Beherbergung und Verpflegung in angemessener Weise Sorge zu tragen.

4. Mit dem Zerfall der alten Römerstrassen war der Zustand unseres Strassenwesens immer kläglicher geworden. Die Wasserwege boten bei dem Stand der damaligen Technik nur unzureichenden Ersatz. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts baute Bern aus überwiegend wirtschaftspolitischen, nicht, wie vielfach behauptet wird, aus hauptsächlich militärischen Erwägungen den Ansprüchen des Grossverkehrs genügende Kunststrassen. Die andern Stände folgten je nach Bedürfnissen, Einsichten und Mitteln in gemessenem Tempo dem bernischen Beispiel; aber bis in die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts hinein entsprachen viele Strassen nicht mehr als den primitivsten Anforderungen. Es hätte keine Rede davon sein können, auf solchen Verkehrswegen und mit den ebenfalls nur langsam und ungenügend sich bessernden Verkehrsmitteln die gewaltigen, allen Volksschichten angehörenden Menschenmengen, die für das zur Industrie gewordene Fremdgewerbe kennzeichnend sind, an die Berge

heranzubringen. Das vermochten erst die Dampfschiffe und Eisenbahnen mit ihren Möglichkeiten des Massentransports und ihren billigen Tarifen.

5. Was die Verpflegung anging, so standen an den vielbegangenen Strassen unseres Landes freilich schon früh gute Gasthöfe mit zum Teil weitreichendem Ruhm. Es ging aber noch eine gute Weile, ehe auch in den übrigen Landesteilen Herbergen und Wirtshäuser in genügender Zahl und Verbreitung und in genügender Anpassung an die finanzielle Leistungsfähigkeit der sich mehrenden Reisenden vorhanden waren.

Gerold Meyer von Knonau senior nennt in seiner 1838/39 in Zürich veröffentlichten Erdkunde der schweizerischen Eidgenossenschaft, also für die Zeit, da die Schweiz etwa  $2\frac{1}{5}$  Millionen Bewohner zählte, 459 «vorzügliche», d. h. wohl anständige, Gasthöfe. Wie bescheiden nimmt sich diese Zahl der heutigen gegenüber aus, schon der blossen Ziffer nach, nicht zu reden von der inzwischen gewaltig gestiegenen Grösse und Frequenz der Gasthäuser.

Für Baden nennt die Schrift 3 Gasthöfe und	
14 Bäder . . . . .	17
Für Interlaken, 1 Gasthof und 11 Pensionen	12
Für Freiburg und Genf je 8 Gasthöfe, für Genf noch 3 Pensionen . . . . .	19
Für Bern, Lausanne und Zürich je 7 Gasthöfe (21); für St. Gallen, Rigi, Leuk je 5 (15); für Altdorf, Luzern, Nyon, Solothurn, Vevey je 4 (20); für Aarau, Basel, Bellenz, Brienz, Bulle, Carouge, Chur, Coppet, Courrendlin, Dornach, Gais, Lenzburg, Montreux, Moutier, Murten, Neuenburg, Olten, Pruntrut, Schaffhausen, Trogen, Wattwyl und Yverdon je 3 (66) . . . . .	122
Für Aarburg, Aigle, Altstetten, Amsteg, Appenzell, Aubonne, Avenches, Balsthal, Bex, Biel, Brugg, Buchs, Burgdorf, Château-d'Oex, Châtel St-Denis, Chaux-de-Fonds, Concise, Cossonay, Delsberg, Echallens, Einsiedeln, Erlenbach, Estavayer, Faido, Flüelen, Frauenfeld, Frick, Glarus, Grandson, Grindelwald, Greyerz, Herisau, Herzogenbuchsee, Horgen, Hütten, Küssnacht, Langenthal, Lauterbrunnen, Lichtensteig, Liestal, Locle, Lucens, Lugano, Lutry, Martigny, Meilen, Meiringen, Mellingen, Möhlin, Morges, Moritz, Moudon, Payerne, Rheinfelden, Richterswil, Rolle, Romont, Rorschach, Saanen, Sargans, Schwyz, Sitten, Stäfa, Steckborn, Stein, Sursee, Teufen, Thun, Thusis, Unterseen, Villeneuve, Wädenswil, Wengernalp, Willisau, Winterthur, Zofingen, Zurzach, Zweisimmen und Zug je 2 Gasthöfe . . . . .	158
Endlich für Aarberg, Adorf, Aesch, Airole, Allmendingen, Alpnach, Andeer, Andelfingen,	

Andermatt, Arbon, Arth, Bischofszell, Blumenstein, Bönigen, Bremgarten, Brunnen, Brig, Bülach, Cergue, Chiggiogna, Clus, Court, Cully, Diessenhofen, Disentis, Eglisau, Engelberg, Entfelden, Entlebuch, Erlach, Escholzmatt, Faoug, Fideris, Flawil, Frutigen, Gersau, Giornico, Göschenen, Gossau, Grellingen, Gümmenen, Heiden, Hindelbank, Hirzel, Hitzkirch, Grosshöchstetten, Hornussen, Hospenthal, Hub, Hundwil, Hunzensweil, Ilanz, Ins, Kaiserstuhl, Kandersteg, Kilchberg, Knonau, Kölliken, Kreuzlingen, Kreuzstrasse, Lachen, Landeron, Langnau, Laufen, Locarno, Lungern, Männedorf, Malans, Maurice, Mayenfeld, Mollis, Monthey, Montpreveyres, Morgenthal, Mühlenen, Mühlheim, Münchwyl, Münsingen, Münster (Wallis), Neuenegg, Neukirch, Nidau, Ormont, Orbe, Osogna, Othmarsingen, Pierre, Ragaz, Rapperswil, Reconvilier, Regensberg, Reichenau, Reinach, Rheineck, Romanshorn, Rosenlauri, Rothrist, Rougemont, Rue, Sarnen, Schinznach, Schwanden, Sempach, Sennwald, Sevelen, Siders, Signau, Sonceboz, Speicher, Splügen, Stans, Stein, Suhr, Sumiswald, Tavannes, Uster, Uznach, Vernex, Versoix, Visp, Wäggis, Wallenstadt, Wangen, Wasen, Weil, Weinfelden, Wesen, Wichtrach, Wimmis, Wohlsensweil und Worb je 1 Gasthof. . . . . 131

Zusammen 459

6. Aber nicht bloss in den schweizerischen, auch in den ausländischen Verhältnissen mussten dem Aufschwung unseres Fremdenverkehrs Wandlungen vorausgehen. War doch im nähern und weitem Ausland das Beförderungswesen recht lange noch ebenfalls sehr rückständig.

Am Anfang des XIX. Jahrhunderts brauchte z. B. die Post für eine Reise von Frankfurt a. M. nach Stuttgart — eine Strecke, welche die Eisenbahn bequem in 4 Stunden zurücklegt — mit den nicht weniger als 15 Stunden beanspruchenden Zwischenhalten volle 55 Stunden. Kein Wunder, wenn der etwas gallig veranlagte Börne einen Aufsatz über die damalige deutsche Post unter den Titel «Stillstandslehre» bringt.

Von nicht geringerem Belang als die im Zeitalter der Eisenbahn überall eintretende Hebung des Verkehrswesens war für die Entwicklung unserer Fremdenindustrie ein anderer ausländischer Faktor: die erst tief im 19. Jahrhundert allgemein einsetzende, durch das Aufkommen des Grosshandels und der Grossindustrie bedingte Entstehung von Grosstädten mit ihrer besonders erholungsbedürftigen und zugleich besonders zahlungsfähigen Bevölkerung.

Zur Illustration der eingetretenen Veränderungen nur zwei Bemerkungen:

Im Jahre 1800 hatte Berlin wenig mehr als 170.000 Einwohner und in den *Zahmen Xenien* redet Goethe von Weimar-Jena, der grossen Stadt.

7. Nach dieser Einleitung wenden wir uns unserer eigentlichen Aufgabe zu.

Wer heute, wie wir, in einer Versammlung schweizerischer Statistiker und Volkswirtschaftler über unsere Fremdenindustrie reden soll, dem läge eigentlich wohl am nächsten, die missliche Lage zu betrachten, in deren sich grosse Teile dieser Industrie zurzeit befinden, und den Mitteln und Wegen nachzugehen, die geeignet scheinen, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen.

Da diese Seite der Sache indessen erst vor kurzem von besonders zuständigen Kennern der Verhältnisse behandelt worden ist, richten wir in unserem Vortrag, im Einverständnis mit dem Vorstand der Gesellschaft, die Aufmerksamkeit auf eine viel allgemeiner gehaltene Betrachtung, auf eine Erörterung über die *natürliche Basis*, auf der die Fremdenindustrie ruht. Jede irgendwie geartete Sanierung der Verhältnisse setzt den Weiterbestand dieser Basis voraus. Niemand kann einen solchen absolut garantieren. Wir hoffen indessen immerhin, durch unsern heutigen Rückblick auf die in der Vergangenheit wirksam gewesenen Kräfte die Fortdauer der die Existenz unserer Fremdenindustrie sichernden Naturgrundlagen glaubhaft machen zu können und so letzten Endes doch auch unsern Beitrag an die Sanierungsfrage zu leisten. Man wird uns sagen, in der allgemeinen Meinung herrsche ohnehin der feste Glaube an die Unerschütterlichkeit dieser Naturgrundlagen; unser Unternehmen sei somit bloss ein Einrennen offener Türen. Mag sein! Weil aber immerhin die Möglichkeit nicht undenkbar ist, dass auch weit geöffnete Tore ganz oder teilweise zugeschlagen werden, so scheint es uns doch nicht müssig zu sein, aus den zahllosen, zerstreuten Schriften über unser Land in gedrängter Übersicht Momente zusammenzutragen, welche wie die unsrige so auch die *communis opinio* sachlich zu stützen geeignet sind. Darin, nicht im Vorbringen neuer Tatbestände und Einsichten sehen wir unsere wesentliche Aufgabe.

8. Ein Fremdenverkehr bestand bei uns längst vor dem Aufkommen der Massenerscheinung, die wir *Fremdenindustrie* genannt haben, und dass die Schweizer selbst ihr Land schon seit Jahrhunderten bereisten, ist selbstverständlich. Soweit diese Reisen vornehmlich der Erholung im Genuss der Natur dienten, beruhten auch sie, wie die heutigen Ferienreisen, alle andern nicht belanglosen, aber doch sekundären Verhältnisse an Bedeutung weit überragend, im wesentlichen auf dem Naturgefühl für die Bergwelt, auf dem Bergsinn.

Wir wenden uns daher zunächst einer Betrachtung dieses Bergsinns und der auf ihm beruhenden Bergfreudigkeit zu.

9. Der Bergsinn wird (wie das Naturgefühl überhaupt) begrifflich in zwei Formen geschieden, in den naiven und in den reflektierten, den gebildeten Bergsinn.

Unter dem naiven Bergsinn verstehen wir die primäre, unkritische Einfühlung in die Bergnatur und ihre Erscheinungen, wie sie uns unsere Psyche unmittelbar aus den Wahrnehmungen im Wirkungsbereich der Gebirgswelt — ohne oder doch nur mit geringer Mitwirkung reflektierter Erfahrung — vermittelt. Der naive Bergsinn ist überwiegend in sensu.

Der gebildete Bergsinn dagegen ist die mit wissenschaftlicher Einsicht und künstlerisch ausdeutender Phantasie gereinigte und vertiefte Erkenntnis des Bergwesens und der in ihm wirksamen Energien. Er ist in sensu ac in intellectu.

10. Der naive Bergsinn hat mit der Fremdenindustrie höchstens insofern zu tun, als sein literarischer Niederschlag auch in ihren Kreisen Interesse findet; an und für sich ist er bloss bei den «Berglern» selbst heimisch. Bei uns mag er vielleicht noch unter den 100.000 Gebirgsbewohnern wirksam sein, deren Arbeit heute wie von altersher an regelmässig wiederkehrende Naturereignisse gebunden ist und deren Gedankenwelt in Überlieferungen sich bewegt und in Sitten, Gebräuchen und Erinnerungen sich auslebt, die ihnen als uraltes Erbgut aus dem Schatz der Ahnen zugefallen sind: in Volkssagen, Naturmythen, Volksdichtungen, Liedern, besonders Sangesweisen, Kuhreihen, Alpsegen und andern naiven Kundgebungen der Volksseele mehr.

Unterstehen die Bergler dem unmittelbaren Einfluss der Berge selbst, so unterliegt ihre nächste Anwohnerschaft den Fernwirkungen, welche das Gebirge durch eigenartige atmosphärische Erscheinungen, durch meteorologische Manifestationen, durch Wolken- und Lichteffekte, Alpenglühen usw. auszuüben vermag. Es kann sich dabei um gewaltige Distanzen handeln. So sieht man Teile der Alpenkette noch vom französischen Marnegebiet aus [Langres]. So dankt die Gebirgsmalerei und die Bergdichtung einen Teil ihrer schönsten Schöpfungen dem Umstand, dass die steil abfallende Südseite der Alpen ihren direkten und indirekten Einfluss bis gegen Venedig hin erstreckt.

Die Berührung der Gebirgsvölker mit ihren Bergen ist in der Regel eine viel regere und intimere als allgemein angenommen zu werden scheint. Schon die dauernd bewohnten Siedlungen erreichen bei uns grosse Höhen. Die Sommerniederlassungen der Hirten und Sennen aber rücken bis an den Saum der Gletscher und bis zu den zwischen den Gletschern liegenden Weideoasen vor.

Weiter hinauf noch wagen sich Strahler und Jäger. Und es ist kaum daran zu zweifeln, dass bei nicht wenigen der Tausende von namenlosen Jägern der Vergangenheit neben dem Nimrodgelüste auch die Gemütsstimmungen sich regten, welche Pracht und Einsamkeit des Hochgebirgs zu wecken vermögen. Für die Jäger fürstlichen Geblüts ist solches schon für ältere Zeiten bezeugt. Die Frage Hegners scheint daher voll berechtigt: warum sollten nicht schon früh grosse Ahnungen dieser Art in die Seele des Jägers kommen können, der gesund an Körper und Geist unter diesen Trümmern der Urwelt weilet?

Die Alpen sind überhaupt nicht so weglos, wie vielfach gemeint wird. An manchen Orten ihres Bereichs hat die Natur selbst dem Verkehr deutliche Pfade geöffnet, und wo sie das unterliess, erklimm der Berggeübte die Höhe auf den Wechsellern des Alpensteinbocks, wie heute der erfindungsreiche Mensch den Weg durch die undurchdringlich erscheinenden Urwälder Kamtschatkas findet, indem er die Fährten der Bären benützt.

11. In der auch bei uns schon früh (so durch Joh. Jak. Scheuchzer den Jüngern, 1672—1733) erörterten Frage, ob die Bergbewohner ursprünglich schon die Höhen besiedelt hätten, oder ob sie zu diesen aus den ebenen Teilen des Landes aufgestiegen seien, scheint heute die Ansicht rezipiert zu sein, dass die kräftigsten Völker der frühern Zeit ihre Wohnstätten in den Gebirgen gehabt haben, von wo aus sie erst bei starker Vermehrung den Strömen nach wieder in die tiefern, wärmeren Gegenden zurückwandern. So seien die gelben Rassen im Himalaja, Kuenlin, Thian-schan, die semitischen Stämme im Ararat und Taurus, die Arier im Hindukusch, in den Bergen Irans und des Kaukasus ansässig gewesen. Auch die Abessinier (Äthiopier) und die amerikanischen Kulturvölker hätten Gebirgsländer innegehabt. Für die Schweiz neigt Scheuchzer ebenfalls der Meinung zu, dass die Besiedelung der Höhen nicht von unten her erfolgt sei.

Sei dem, wie wolle: Tatsache ist, dass die Berge bei vielen Völkern von alters her weittragende Bedeutung hatten, dass sie Stätten der Inspiration oder der Verkündung von Religionen, ja selbst Gegenstand religiöser Verehrung waren. Den Indiern ist der Meru, den Persern der Albordi, den Griechen der Olymp Wohnsitz der Götter. Baal wurde auf Bergeshöhen angebetet; den Juden war der Ararat heilig. Moses verkündete das Gesetz vom Berge Sinai. Ramas höchster Opferaltar war der Adamspick auf Ceylon. Die alten Germanen und Kelten wählten ragende Höhen als Orte der Götterverehrung und als Opferplätze. Andere Völker stellten die Denkmäler ihrer Könige auf Berggipfel. Weit verbreitet ist der uralte Glaube, im Gebirge der Gottheit

näher zu sein. Der heilige Augustin, der ihn als Irrwahn verurteilt, hat ihn nicht auszurotten vermocht.

12. Der naive Bergsinn spiegelt sich auch in der älteren Dichtung der Germanen. Wir rechnen hierher nicht nur die altgermanische Dichtung, sondern auch noch das mittelhochdeutsche höfische und volkstümliche Epos und den Minnesang. Denn auch sie sind noch überwiegend Erzeugnisse nicht des reflektierten, sondern des naiven Sinns.

Von der Entstehung der hohen, mit dichtem Wald bedeckten Gebirge sagt der Meregarte «nichile perga skinun dô an der erda; die sint vilo hôch, habant manigen dichin lôch. Die Berghöhe schildert der Dichter der Genesis anschaulich, indem er Abraham als auf dem First des hohen Landes stehend darstellt, «on hrôfe gestôd heân landes». Auch das Verhältnis zu den Wolken dient der Veranschaulichung des aufragenden Gebirgs. In der Virginal eilen Dietrich und Hildebrand «gein ein gebirge hôch daz sich uf gegen den luften zôch», und das Gedicht von Herzog Ernst schildert «ein gebirge hôch, daz sich ûf gegen den Wolken zôch».

In Ulrichs mittelhochdeutschem Lanzelet kommt Lanzelet mit seinen Gefährten zu des besiegten Iwerts Besitztum, dem «Schönen Wald». Alle sind einig, «daz nie berc noch walt ze frôuden waere baz gestalt». Wer durch den Wald ging «ein sôlhe frôude er gevienc, daz er trûricheit vergaz».

Das Nibelungenlied lässt Gotelind und Kriemhilt die frische Stromluft in einem aussichtsreichen Erker an der Donau, «da diu Tuonouwe unden hine flôz», geniessen; «sie sâzen gegen dem lufte und heten kurzewile grôz».

Die im Gebiet der Riesen auf unzugänglicher Burg von der Welt geschiedene Menglod empfängt, wie uns ein Eddalied sagt, den ankommenden Geliebten mit den Worten «lang sass ich auf meinem lieben Berge», «leng sat ek liufu bergi â».

Die Sitte der Vornehmen, an erhöhter Stelle in der Nähe ihres Heimwesens der Aussicht zu geniessen, hat in einem technischen Ausdruck ihren Niederschlag gefunden: «sitja â haugi», auf dem Hügel sitzen; auch Aussichtslauben hatten die Fürsten.

Bereits in der alten, noch in heidnische Zeit zurückweisende Frithjofsage tritt uns das bewusste Aufsuchen des Naturgenusses entgegen. König Ring fordert seine Mannen und Frithjof zu einer eintägigen Waldfahrt auf, «vil ek at pid farid út â skôg i dag med mer, oss til skemtanar ok sîa fagurt landsleg», ich will, dass ihr für einen Tag mit mir in den Wald fahrt, zu unserem Ergötzen und um die schöne Landschaft zu schauen.

Auch die in der Gebirgseinsamkeit gesuchte Befreiung von düsterer Stimmung und unerträglichem

Schicksal kennen die altgermanischen und mittelhochdeutschen Dichtungen.

Parzival, von dem Wolfram kündet, «elliu grûene in dûhte val», alles Grün dächte ihn fahl, reitet in seinem Trübsinn absichtlich in pfadloses Gebiet und durch wilde, hohe Gebirge. Und das altnordische Sigurdlied lässt die leidenschaftliche Brynhild jeden Abend, da der heimlich von ihr geliebte Sigurd mit Gudrun das Lager aufsucht, böser Gedanken voll, in rastloser Unbändigkeit über die erstarrte Landschaft, über Eis und Gletscher dahinrasen, «gengr hon innan ills um fild îsa ok jökla aptan hvern, er pau Gudrûn ganga â bed».

Nach der Ermordung des Gatten zieht sich Gudrun voll Trauer in eine Waldeinöde zurück, «Gudrûn gekk padan â braut til skôgar â eydimerk». Die wilde Brynhild aber packt, da sie Gudrun des toten Sigurd Haupt in ihren Schoss betten sieht, von wahnwitziger Eifersucht gepeinigt, die erlene Säule; Feuer schießt aus ihren Augen und giftiger Geifer überströmt ihre Lippen.

13. Damit verlassen wir den naiven Bergsinn und gehen zum reflektierten über.

Die ältern Reisebeschreibungen wissen viel von den Mühen und Gefahren des Bergreisens zu erzählen, und manche Reisende der Zeit äussern unverholene Furcht und Schrecken. Beiworte wie grausam, erschrecklich, abscheulich finden sich nicht selten zur Kennzeichnung der Berge in den Berichten.

Oft freilich sind derartige Ausdrücke unzweifelhaft von deutschen Schriftstellern (so von Ludwig Friedländer in seinen Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms) unrichtig verstanden worden; sie bedachten nicht, dass sie dialektisch in Verbindungen wie grausam hoch, erschrecklich hoch, bloss verstärkte «sehr» oder «ausserordentlich» bedeuteten.

Trotzdem mag durchaus bestehen bleiben, dass viele Klagen der Reisenden älterer Zeit der Begründung durchaus nicht entbehrten. Die Bergreisen mussten ihrer Zwecke wegen öfters auch in ungünstigen Jahreszeiten unternommen werden; es fehlten die heutige Sicherheit und Bequemlichkeit, die Wissenschaft des Hochgebirgs lag noch in den ersten Anfängen, die Mittel, Hindernisse der Bergfahrten zu überwinden, waren kaum erst entwickelt. Ist es da zu verwundern, dass Alpenwanderer, die zu allem vielleicht auch noch der Berge völlig ungewohnt waren, namentlich, wenn sie zu geschäftlichen Zwecken reisten oder es sonst sehr eilig hatten, über die Gefahren und Unbilden des Gebirgsklimas unwirsche Äusserungen taten oder etwa auch durch das Erlebte in Angst und Schrecken versetzt wurden?

In Balth. Bullingers Reisebrief von 1757 erzählt der Verfasser, eine Dame habe auf die Frage, ob auch

Frauenzimmer Schweizerreisen machen können, geantwortet: wenn 3 W nicht wären, schlechte Witterung, Wege und Wirtshäuser.

Wie oft vergällt noch heute eines dieser W die Freuden auch eines Bergschwärmers!

14. Neben den zu Recht oder Unrecht Unzufriedenen gab es aber schon in zurückliegenden Jahrhunderten nicht wenige Beglückte, die in ihrem Bergsinn grossen Genuss fanden. Was ist die Quelle dieses Genusses?

Die Geschichtsschreiber der Notre-Dame-Kirche in Paris erwähnen neben der Schönheit dieses mächtigen Baus auch das Grauen, das seine gewaltige Masse dem Beschauer einflösst. Quae mole sua terrorem incutit spectantibus.

Eine ähnliche Lustverbindung aus angenehmen und unangenehmen Gefühlen, dem wohligen Gruseln vergleichbar, das man beim Anhören von Gespenstergeschichten empfindet, bewirkt offenbar auch das Hochgebirge.

Kant sagt in seiner Abhandlung von 1764 über das Gefühl des Schönen und Erhabenen: «Die Rührung des Erhabenen und des Schönen ist angenehm, aber auf sehr verschiedene Weise. Der Anblick eines Gebirgs, dessen beschneite Gipfel sich über Wolken erheben, erweckt Wohlgefallen, aber mit Grauen.» Und in der Kritik der Urteilskraft: «Der Anblick wilder und schrecklicher Naturszenen wird uns desto anziehender, je furchtbarer er ist, wenn wir uns in Sicherheit befinden.» Schiller redet, Kantische Gedankengänge weiterführend, von einem aus Weh- und Frohsein zusammengesetzten Gefühl, das Schauer und Entzücken in sich schliesst.

In ähnlichem Sinne wie Kant äussern sich vor und nach ihm auch andere Schriftsteller; so, um nur wenige Beispiele zu nennen, Addison, v. Haller, Brockes, Hirschfeld, Spazier, Rousseau und Napoleon I.

Jos. Addison schreibt in seinen 1701—1703 geschriebenen Remarks on several parts of Italy. . . . the Alps are broken into so many steeps and precipices that they fill the mind with an agreeable kind of horror.

1728, ein Jahr vor Vollendung seiner «Alpen», sagt Haller: «Ce mélange d'affreux et d'agréable, de cultivé et de sauvage a un charme qu'ignorent ceux qui sont indifférents pour la nature.»

1743 gibt Brockes in seinem Gedicht «Irdisches Vergnügen in Gott» dem Gedanken Ausdruck: An manchem Orte sind der Berge rauhe Höhn recht ungeheuer schön. Die Grösse kann uns Lust und Schrecken zugleich erwecken.»

Hirschfeld spricht in seinen bereits erwähnten Briefen von rauhen felsigten Bergen, die die Natur aufgeworfen zu haben scheint, um dem Reisenden einen auf eine furchtbare Art ergötzensden Anblick zu geben.

In Karl Spaziers «Wanderungen» von 1790 lesen wir den teilweise auch hierhergehörenden Satz: «Das Grauen, welches ungeheure Massen erregen, mindert sich durch grosse Entfernung, und wenn man der wilderen Natur so ruhig im mütterlichen Schosse liegt, kann man es mit den schreckhaftesten Gegenständen auch in der Nähe aushalten.»

In Rousseaus Bekenntnissen sodann finden wir die Stelle: «Au reste, on sait déjà ce que j'entends par un beau pays. Jamais pays de plaine quelque beau qu'il fût ne paraît tel à mes yeux. Il me faut des torrents, des rochers, des sapins, des bois noirs, des montagnes, des chemins raboteux à monter et à descendre, des précipices à mes côtés qui me fassent bien peur.»

Napoleon I. heisst die Teufelsbrücke une belle horreur.

(Ein Hinweis auf dieses Verhältnis findet sich übrigens auch an einem Orte, wo man ihn kaum vermuten dürfte: in H. G. Hommeyers Beiträgen zur Militärgeographie der europäischen Staaten, Band «Schweiz», Breslau 1805. Der Hauptzug im ästhetischen Charakter, heisst es dort, liegt in der tausendfachen Mischung des Schrecklich-Erhabenen mit dem Reizenden, Romantisch-Schönen.)

15. Nach diesen mehr allgemein gehaltenen Ausführungen gedenken wir nun die Manifestationen des reflektierten Bergsinns für eine beschränkte Zahl von Landschaftsmalern, Gelehrten und Dichtern in ausgewählten Einzelheiten vorzuführen. Von Vollständigkeit kann natürlich nicht die Rede sein. Die Behandlung allein schon der wesentlichsten Seiten dessen, was Hunderte von Büchern füllt, in einem blossen Vortrage ist nur bei Einschränkung des zeitlichen oder örtlichen Darstellungsgebietes möglich. Auch haben wir durchaus nicht Lust, uns den Fluch zuzuziehen, den Voltaire mit den Worten verhängt hat: «Weh über den, der alles sagt, was sich über ein Thema sagen lässt.»

Die weitestgehende unter den von uns vorgenommenen zahlreichen Kürzungen haben wir darin gesucht, dass wir, von gelegentlichen Abweichungen abgesehen, ausschliesslich die Zeit berücksichtigen, die zwischen dem Ende des XV. und dem Anfang des XIX. Jahrhunderts liegt.

16. Speziell diese Kürzung ist indessen nicht einzig einem Einsparungsbedürfnis entsprungen. Vielmehr wählten wir sie nicht zuletzt auch deswegen, weil sie zugleich eine sachliche Rechtfertigung in sich trägt. Wir vertreten bereits seit langem die Ansicht, dass die zirka 3½ Jahrhunderte, die wir in der Hauptsache unserer Darstellung zugrunde legen, im Bereich unseres Stoffes von einer durchaus einheitlich gerichteten Auffassung getragen sind. Das Feuer der Bergbegeisterung,

das der Humanismus angezündet hat, ist nie mehr ausgegangen. Nur sein Zeichen, die Flamme, lodert je und je zu wechselnden Höhen empor.

Die Übersicht, die wir, auf Grund der von A. Wäber für die Bibliographie der schweizerischen Landeskunde sorgsam ausgearbeiteten zwei Faszikel Reiseliteratur, mit Bezug auf die Schriften des XVI., XVII. und XVIII. Jahrhunderts hiernach zusammenstellen, zeigt denn auch, trotz ihrer in der Natur des Materials und der Methode liegenden Unzulänglichkeiten mehr als einer Art, unverkennbar das eine, was dem Kenner auch sonst nicht verborgen ist: dass bereits im XVI. und XVII. Jahrhundert bei In- und Ausländern ein starkes Interesse an unserer Berglandschaft bestand.

Für die Relation, in der dieses Interesse auf das XVIII. und die beiden vorausgegangenen Jahrhunderte sich verteilt, kann die das Quale dem Quantum hintanzusetzende Tabelle nicht mehr als ein grobes Annäherungsbild bieten. Wir für uns sind in Berücksichtigung aller uns zugänglich gewordenen Tatsachen zu der Überzeugung gelangt, dass das XVI. und XVII. Jahrhundert trotz der Heimsuchung durch grosse Kriege und Seuchen in Wirklichkeit ein dem Bergsinn günstigeres Verhältnis aufweisen als das rein zahlenmässige von 218 zu 776, das die Aufstellung zum Ausdruck bringt. Fast  $\frac{3}{5}$  der Schriften des XVIII. Jahrhunderts fallen auf dessen letzte zwei Jahrzehnte. Auch kommt der Überschwang, der viele Literaturerzeugnisse des XVIII. Jahrhunderts kennzeichnet, nicht einzig in der Schreibweise, sondern auch in der die Vergleichung störend beeinflussenden Unmenge der noch dazu zu nicht kleinem Teil unbedeutenden Schriften zur Geltung.

17. Unsere Einzelüberschau beginnen wir mit den Malern. Wir sprechen nur von eigentlichen Gemälden, nicht auch von dem vielumfassenden Gebiet der Miniaturen, des Buchschmucks etc. Auch halten wir schon deswegen alles kurz, weil wir unsern Erörterungen weder die Gemälde selbst, noch Abbildungen derselben beizugeben in der Lage sind, die blosser Wortbeschreibung aber den Inhalt eines Kunstwerkes kaum je auszuschöpfen vermag.

Was ist das Ziel der landschaftlichen Malkunst? Bergmalerei und Bergdichtung beschreiben beide mit den ihnen eigenen Mitteln die Natur. Aber beide dürfen dabei, sollen sie nicht ihren Wert und ihre Würde einbüßen, nicht auf blosser Nachbildung, nicht auf photographisch getreue Wiedergabe der Natur, nicht auf die «allerörtlichste Richtigkeit» des Gegenstandes ausgehen. Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, die Wahrheit der Natur zwar zu wahren, sie aber, über die natürliche Wahrheit hinaus, durch ein ideales, in der Sphäre der Schönheit liegendes Moment zu einer neuen Wahrheit, zur Wahrheit der Kunst zu erheben.

**Anzahl der in der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde aufgeführten Schriften aus dem Gebiet der Reiseliteratur.**

Kategorien	XVI. Jahrh.	XVII. Jahrh.	XVIII. Jahrh.	darunter Werke aus der Zeit von 1781/1800
Bibliographische Vorarbeiten .	—	1	12	6
Zeitschriften geographischen Inhalts und nicht von alpinen Vereinen ausgehende Periodica . . . . .	—	—	16	10
Geographische und topographische Beschreibungen; Reisen in der Schweiz:	—	1	28	16
Allgemeines:				
über die ganze Schweiz . . .	32	69	317	156
» » Westschweiz . . . . .	—	1	17	15
» » Urschweiz . . . . .	—	1	11	6
» » Südschweiz . . . . .	7	18	29	21
» » Ostschweiz . . . . .	4	5	19	12
» einzelne Teile der Westschweiz:				
Basel . . . . .	7	4	5	4
Bern im allgemeinen . . . .	1	2	13	4
Mittelland . . . . .	—	1	19	7
Jura . . . . .	—	—	16	9
Alpen . . . . .	3	4	45	23
Freiburg . . . . .	—	—	5	3
Genf und Genfersee . . . . .	—	5	17	9
Montblancgebiet . . . . .	—	3	45	24
Neuenburg . . . . .	—	2	11	9
Solothurn . . . . .	—	—	1	1
Waadt . . . . .	—	—	28	19
Wallis . . . . .	1	3	22	15
Über einzelne Teile der Urschweiz:				
Luzern . . . . .	—	1	11	10
Pilatus und Rigi . . . . .	4	2	7	3
Schwyz . . . . .	—	1	4	3
Unterwalden . . . . .	—	—	1	—
Uri . . . . .	—	—	1	1
Urner und Unterwaldner Alpen . . . . .	—	—	3	1
Zug . . . . .	—	—	—	—
Über einzelne Teile der Ostschweiz:				
Aargau . . . . .	1	2	14	8
Appenzell . . . . .	—	1	7	6
Glarus . . . . .	—	1	6	4
Graubünden . . . . .	6	12	42	33
St. Gallen . . . . .	1	4	10	3
Schaffhausen . . . . .	—	2	5	5
Thurgau . . . . .	2	—	1	—
Zürich . . . . .	—	4	16	10
	69	149	776	440
	218			

Wir lassen es an dieser allgemeinen Bemerkung genügen und verweisen für weiteres auf die Schrift von E. W. Brecht, «Die Alpen und ihre Maler», Leipzig, Verlag Theod. Thomas, ohne Angabe eines Verlagsjahres. Mangels eigener Zuständigkeit folgen wir ihr in allen Hauptpunkten.

An den Anfang stellen wir die italienische Kunst, an sie anschliessend reden wir von den künstlerischen Erzeugnissen der andern Länder, soweit wir sie hier überhaupt in Betracht ziehen können.

Die durch das Wiedererwachen des Naturgefühls im 13. und 14. Jahrhundert neu belebte Landschaftsmalerei veranlasste die Künstler, welche das Gebirge wiederzugeben unternahmen, für die handgreiflich körperliche Darstellung von Felspartien und Bergformen ein spezifisches Raumbildungsmittel anzuwenden. Unbewusst auf alte Rüstkammern der Kunst zurückgreifend, benützten sie die vom Pflug aus der Erde gehobene Scholle als plastischen Behelf für ihre Bergbilder. Selbst unmittelbar der Natur entnommen, wurde so die Scholle, das Erd- oder Felsstück, der Ausgangspunkt einer naturalistischen Landschaftsdarstellung. Wie am Steinbaukasten spielende Kinder, bauen nun die Maler in unausschöpflichen Kombinationen ihre Felspartien auf, indem sie regelmässig geformte Steinblöcke mit künstlerischer Disposition neben- und übereinander auftürmen.

Giotto (1266—1357) gibt seinen Felsen noch die verhältnismässig geringe Mannshöhe. Ins Gigantische angewachsen aber sind sie schon auf dem Fresko «Der Triumph des Todes», das ein unbekannt gebliebener Künstler im Jahre 1350 für den Gottesacker zu Pisa vollendet hat. Mit grösserer Freiheit, perspektivischer, behandelt etwa  $\frac{3}{4}$  Jahrhunderte später Jacopo Bellini in seinem Skizzenbuch die Schollenmanier, noch freier sein Schüler und Schwiegersohn Andrea Mantegna; als Beispiel sei erwähnt seine vor 1490 entstandene (jetzt in den Uffizien aufgestellte) «Madonna vor dem Felsen».

Auch Mantegna bietet indessen noch immer konstruierte, nicht der Natur selbst nachgebildete Berge.

Deutlicher schon zeigt sich die Anlehnung an die Wirklichkeit in den alpinen Hintergründen der Gemälde Cima da Coneglianos. Von Domenico Campagnola sind naturalistisch aufgefasste Holzschnitte der Dolomitenlandschaft erhalten. Wieviel Anteil Tizian an diesen Schnitten hat, ist nicht ausgemacht. Giorgione und der Erbe seiner Kunst, Tizian, malten mit Vorliebe die alpine Stimmung. So ist der Hintergrund des berühmten, von Tizian fertiggestellten Bildes des Giorgione, «Die ruhende Venus», durch eine in ihrer atmosphärischen Fernwirkung aufgefasste Alpenkette abgeschlossen. Von Leonardo da Vinci, der sich durch eigene Bergbesteigungen genauere Gebirgskenntnisse verschaffte, ist das in

Windsor Castle aufbewahrte Bild einer sturmbewegten Alpengegend hervorzuheben.

Als wohl erstes in der Schweiz entstandenes Gebirgsbild ist zu nennen das 1444 in Basel gemalte, nach Genf bestellte Altarwerk des Konrad Witz. Die Petri Fischzug darstellende Partie hat zum Hintergrund wirkliche Berge, den Montblanc und den Salève.

Auf seinen Wanderjahren 1490/94 kam Dürer nach der Schweiz. Ob er nur durch das Witzsche Bild oder aber durch den Anblick unserer Gebirge selbst zur Bergmalerei angeregt wurde, ist nicht ausgemacht. Sicher ist, dass er seine naturwahrsten und grosszügigsten Gebirgslandschaften bereits vor seinem Aufenthalte in Italien, 1506—1507, gemalt oder gezeichnet hat. Dürers male- rischer Bergsinn regte zunächst Schweizerkünstler an, besonders Hans Leu und Nikolaus Manuel Deutsch. Tiefer und nachhaltiger war sein Einfluss auf die deutsche Kunst. Das Neue an ihr war, dass sie nicht mehr bloss Gebirghintergründe, sondern für sich selbst bestehende Alpenansichten von starker Wirkung schuf. Als Führer dieser neuen Richtung sind zu erwähnen Albrecht Altdorfer und Wolfgang Huber.

Von den niederländischen Künstlern wanderten viele über die schweizerischen oder französischen Alpen in das gelobte Land Italien. Sie lernten dabei das Hochgebirge aus eigener Anschauung kennen und verwerteten das Gesehene in ihren Bildwerken. Nicht wenige Niederländer aber, so auch Rembrandt, verliessen ihre ebene Heimat nie, schufen aber gleichwohl, sei es ganz frei, sei es in Anlehnung an fremde Gemälde, Gobelins oder topographische Werke, die grossartigsten Alpenphantasien. Aus der Zahl der eigentlichen Italienfahrer sind als grosse Künstler der alpinen Landschaftsmalerei aus der Mitte des 16. Jahrhunderts besonders hervorzuheben Pieter Brueghel mit seinen magischen Lichteffekten, dann Lukas van Valkenborgh und Jodocus de Momper, zubenannt der Gebirgsmaler, pictor montium. Rubens steht am Scheideweg einer durch Italien und Frankreich beeinflussten, neuen Schule. Sie geht nicht mehr allein oder vorwiegend auf das Wilde, das Dramatische, sondern mehr auf das Friedliche, Ruhige, Heitere, Idyllische der Berglandschaft aus.

Für den Franzosen Poussin, ausgesprochener noch für seinen Landsmann Claude Lorrain, sind die Berge meist Vorder- und Mittelgründe einer heiter gestimmten Welt. Beide gehören in den Kreis der grossen Künstler, beide sind Neuerer. Poussins Talent zeigte sich da am schönsten, wo er sich vom Geist der Antike freimachen konnte, in der Landschaftsmalerei. Er starb 1665 zu Rom. Sein Grab in San Lorenzo in Lucina schmückt der Vers: Parce piis lacrymis, vivit Pussin in urna, vivere qui dederat, nescius ipse mori. Hic tamen ipse silet; si vis audire loquentem, mirum est, in tabulis



vivit et eloquitur. Lorrain hat sich mit der Kraft des Dichters in die Herrlichkeiten der Natur versenkt. Sein Tod fällt in das Jahr 1682. Ungefähr von dieser Zeit an, zum Teil schon früher, trat in der eigentlichen Gebirgsmalerei ein gewisser Stillstand ein. An ihrer Stelle fanden verwandte, bereits seit der Mitte des 16. Jahrhunderts gepflegte Zweige der darstellenden Kunst, die Kartographie und die Topographie, verstärkte Aufmerksamkeit.

Eine Neubelebung erfuhr die malerische Darstellung des Gebirgs, hauptsächlich unter dem Einfluss der Schriften Rousseaus, gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Sie brachte auch die alpenschwärmerischen Bilder der Schweizer Künstler Aberli, Hess, Usteri, Janinet, Descourtis usw.

Das Bedeutendste im Gebiet der Alpenmalerei leistete das 19. Jahrhundert. Über Schillers Freund, den Tiroler Koch, über den Engländer Turner, den Schweizer Calame u. a. mehr führte die Entwicklung auf Exzelsiorwegen zu Segantini und Hodler.

18. Ausführlicher müssen wir die Gelehrten und Dichter behandeln. Freilich kann auch für sie von erschöpfender Darstellung nicht die Rede sein.

Das 15. und 16. Jahrhundert brachten für die Schweiz ungewöhnliche, furchtbar schöne Himmelserscheinungen: Sternschuppenregen, Nordlichter, Riesenkometen, Sonnen- und Mondringe, Glutregen; und wie die Naturgeschehnisse ausserordentliche waren, so waren es zu nicht kleinem Teil die Taten der zeitgenössigen Menschen.

Auch für unser Gebiet hat dieses Zeitalter und seine unmittelbare Vorzeit merkwürdige und bedeutende Erlebnisse gezeitigt. Bevor wir an das Erschütterndste, die Reformation, herantreten, schicken wir eine vorreformatorische Bergschilderung voraus, die des Ulmer Predigermönchs Felix Schmied von Zürich (Felix Faber), des Verfassers einer auch die Schweiz berücksichtigenden *Descriptio Sueviae* von 1488/89. Schmid sagt in seinen *Evagatorien* von 1483: «obgleich die bis zu den Wolken ragenden Alpenberge selbst furchtbar sind, von Schnee starren oder von der Sonne verbrannt erscheinen, so sind doch die Täler unter ihnen fruchtbar und wie das Paradies reich an allen irdischen Genüssen. Dort wohnen in grösster Menge Menschen und Tiere, und sozusagen alle Metalle werden gegraben, besonders Silber. Von solchen Reizen umgeben, leben die Leute im Gebirge, und die Natur entfaltet eine so blühende Pracht, als wenn Venus, Bacchus und Ceres hier ihren Sitz aufgeschlagen hätten. Nie würde ein Mensch, der die Alpen nur von fern erblickt, glauben, dass dort wollustatmende Paradiese unter ewigem Schnee und an Bergen zu treffen sind, auf denen ständiger Winter herrscht und nie schmel-

zende Eismassen starren. Ja, so schauerlich ist der Alpen Anblick, dass jeder, der auf sie zugeht, wenn er sie nicht schon kennt, von Furcht ergriffen zurückschreckt, in ihr Gebiet einzutreten. Tam horribilis est enim Alpium aspectus, ut procedens contra eas, nisi expertus sit, pavescat et intrare formidet.»

19. Nun zur Reformation, zu Zwingli. Zwingli kommt für unsere Betrachtung mehr mittelbar als unmittelbar in Betracht. Er stammt aus der Berggemeinde Wildhaus, dem höchstgelegenen Dorf des Toggenburg. Den Hintergrund der ausgedehnten Siedlung bildet der Säntis; auf ihrer Südseite ragen die Kurfürsten, im Osten die Vorarlberger Alpen empor. Der Verfasser der ersten Lebensbeschreibung des Reformators, der Luzerner Oswald Geisshüsler (Myconius), gibt denn auch dem Gedanken Ausdruck, diese Nähe des Himmels sei es, die jenen Gott näher gebracht habe.

Zwingli vertiefte den aus dem heimatlichen Boden erwachsenen Bergsinn durch seine geographischen und naturwissenschaftlichen Studien an der Wiener Universität. Er gewann auch mit dieser Seite seines Wesens starken Einfluss auf seine Schüler und Freunde. Im besondern bekennt Konrad Gessner (1516—1565) ausdrücklich, auch für seine Studien der Natur die ersten Anregungen von Zwingli empfangen zu haben.

20. Gessner gehört zu den bedeutendsten Bekennern der Bergfreudigkeit. Über sein Leben und Wirken müssen wir uns indessen ebenfalls kurz fassen.

Schüler Zwinglis führten unter Leitung ihres Lehrers in Zürich den Plutos des Aristophanes in der Ursprache auf. Die Rolle der «Armut» fiel Gessner zu. Er hat sie sozusagen sein ganzes Leben lang im Ernste weiter spielen müssen. Durch die Schlacht bei Kappel verlor er gleichzeitig seinen Vater und seinen väterlichen Freund und Lehrer Zwingli. An vorübergehender Hilfe in seinen Nöten gebrach es Gessner zwar nie, aber erst 1558, 7 Jahre vor seinem Tod, erhielt er durch Vermittlung Bullingers Würde und Gehalt eines Kanonikus und damit eine wirklich etwas sorgenfreiere Lage. Er schrieb damals seinem Gönner: «Seit 20 Jahren wurde mir nie das Glück zuteil, von ununterbrochener und angestrenzter nächtlicher Arbeit auch nur einmal ausruhen zu können.»

Was Gessner an Anregungen durch Zwingli erfuhr, gab er getreulich weiter. So veranlasste er den Pfarrer Joh. Fabricius (1527—1566) zu botanischen Gebirgsexkursionen in Graubünden. Gessner selbst machte Reisen in eidgenössische, bündnerische, savoyische und andere Gebirge. Er verfasste über diese Wanderungen einlässliche Berichte. Auch gab er 1553 eine Abhandlung heraus über die Bäder, de thermis. Den unmittelbaren Anstoss zu seinen Bergfahrten bot ihm, wie vor und

geraume Zeit nach ihm andern, die Pflege der Botanik; sie führte damals die Bergwanderer nicht höher als auf den Pilatus. Gessner bestieg diesen 1555, also beinahe vier Jahrzehnte nach dem St. Galler Bürgermeister Joachim von Watt (Vadianus). Nach Gessners Zeit ging es freilich nicht mehr allzu lange, so kamen auch höhere Berge an die Reihe, der Titlis, der Tödi, den manche für den höchsten Berg der Schweiz hielten. Und als dann 1786 durch Balmat und Paccard der Montblanc und 1811 durch die Gebrüder Meyer die Jungfrau bezwungen war, folgte mit wachsender Schnelle ein Gipfelsieg dem andern.

Für Gessners Bergbegeisterung mag ein Auszug aus dem Briefe zeugen, den er seinem Glarner Freunde, dem Landschreiber Jakob Vogel (Avienus), unter dem Stichworte «De admiratione montium 1541» geschrieben hat: «Ich bin entschlossen, mein Freund, solange mir die göttliche Vorsehung mein Leben erhält, jährlich einige oder doch wenigstens einen Berg zu ersteigen, und zwar in der Jahreszeit, wo die Pflanzenwelt in ihrer vollen Kraft ist, teils, um meine Kenntnisse derselben zu erweitern, teils um meinen Körper zu stärken und meinem Geist die edelste Erholung zu verschaffen. Denn welch ein herrlicher Genuss, was für eine Wonne ist es, die unermesslichen Bergmassen bewundernd zu betrachten und sein Haupt über die Wolken emporzuheben! Diese erstaunungswürdige Höhe macht auf die Seele den Eindruck der Erhabenheit und reisst sie zur anbetenden Bewunderung des allweisen Schöpfers hin. Nur Menschen von träger Seele bewundern nichts, bleiben in dumpfer Gefühllosigkeit zu Hause, treten nicht heraus auf den herrlichen Schauplatz der Welt, liegen gleich Murmeltieren schlummernd in einem Winkel begraben, bedenken nicht, dass das menschliche Geschlecht auf diese Erde hingesezt ist, um aus der Betrachtung ihrer Wunder etwas Grösseres, nämlich die unsichtbare Gottheit selbst, kennen zu lernen. Mögen sie sich denn im Schlamme der Erde herumwälzen, nur an ihren Gewinn und ihre niedrigen Genüsse denkend! Wer aber die Weisheit liebt, der fahre fort mit dem Auge des Körpers und des Geistes den reichgeschmückten Schauplatz dieser Welt zu betrachten; er besteige hohe Berge, er wende seine Blicke auf die unermessliche Alpenkette, er wandle durch schattige Wälder, er stelle sich hier auf erhabene Bergeshöhe und umfasse da die unendliche Mannigfaltigkeit, die vor seinen Blicken ausgebreitet liegt. Und dann frage er sich: wie kommt es, dass eine so hochgetürmte Last der Berge nicht allmählig sich in die Tiefe niedersetzt, besonders da der Boden gegen den Fuss derselben immer weicher und wasserreicher wird? Wozu müssen sich so viele Bergspitzen in die Höhe erheben? Sie sind die unerschöpflichen Vorrats-

kammern, in deren Schosse die Quellen, Bäche und Flüsse sich bilden, aus welchen die umliegenden Länder ihre Wasserschätze erhalten. An ihren Füßen liegen jene schönen Seen unseres Vaterlandes, ja oft finden wir solche sogar auf den obersten Gipfeln der Alpen. In ihrem Innern sind neue Schätze verborgen und ihre Heilquellen werden ein Born der Gesundheit und des Lebens für die, welche den oft beschwerlichen Zugang zu ihnen nicht scheuen. Aber auch der geistige und sinnliche Genuss, den eine derartige Bergreise gewährt, ist ebenso mannigfaltig als wohlthätig. Schon die Anstrengung der Reise selbst, angenehme Gesellschaft, ein von allen Sorgen der gewöhnlichen Berufsgeschäfte freier Geist ist ein grosser Gewinn. Dazu kommt die reine Bergluft, die uns überall umströmt und deren Einatmen ebenso erfrischend als belebend ist. Der Sinn des Gesichts wird durch die mannigfaltigste Abwechslung erheitert und genährt. In der Nähe Pflanzen, die durch den lebhaftesten Farbenschmuck und die zartesten Bildungen sich auszeichnen; in der Ferne die wunderbaren Gestalten der Berge, die spiegelnden Flächen der Seen, der schlängelnde Lauf der Flüsse, die reichen, wohlangebauten, mit Städten, Dörfern und Weilern geschmückten Ebenen oder die mit Hirtenwohnungen übersäten, mit weidenden Herden belebten grasreichen Alpen. Das Ohr vernimmt bald den anmutigen Gesang der Vögel, und bald erfüllt uns gerade die tiefe, durch keinen noch so leisen Laut unterbrochene Stille mit heiligem Schauer. Überall unduften uns Wohlgerüche, denn selbst die Pflanzen, welche im tiefen Tal keinen Geruch haben, hauchen auf Alpenhöhen zarte, gewürzhafte Düfte aus, und in dieser reinen Luft ist auch jeder Sinnengenuss reiner, feiner, edler. Das kalte Wasser erfrischt den ganzen Körper, die balsamische Milch stärkt und erfreut und der durch die Anstrengung des Bergsteigens erregte Hunger macht das einfache Mahl in der Hütte des Alphirten zur Götterkost.»

In der Schilderung seiner Pilatusbesteigung ruft Gessner aus: «Gibt es innerhalb der Grenzen der Natur eine ehrbarere, grössere und in jeder Hinsicht vollkommene Ergötzung?»

Gessner starb 1565 an der Pest. Von seinen Nachkommen nennen wir den bekannten Maler und Idyllendichter Salomon Gessner (1730—1788). Ihn und seine weichliche Süssigkeit trennt eine weite Kluft von der urwüchsigen, kräftigen Art seines Vorfahren.

21. Gessner fand seinen Biographen in dem Zürcher Theologen Josias Simler (1530—1576). Dieser hat 1574 eine *descriptio Vallesiae* herausgegeben und in einem mit dem Titel *de Alpibus* überschriebenen Kommentar dazu so ziemlich alles naturgeschichtliche Wissen seiner Zeit über die Alpen zusammengetragen. Der vielseitige Gelehrte fasste auch den Plan, das Schweizerische zur

communis germanica lingua zu machen. Er veranlasste seinen Landsmann Josua Maaler, das erste deutsche Wörterbuch zu verfassen.

22. Zu Gessners Freunden und Genossen im Dienste Floras gehörten Felix Platter, Joh. Bauhin, Theodor Zwinger und der Berner Theologe Bendicht Marti von Bätterkinden (Aretius). Wir befassen uns bloss mit dem letztern. Zu seinem und Gessners Ruhm mag folgender Vorfall erwähnt sein. Der Augsburger Stadtphysikus Dr. Occo schickte Blätter, die er für Tabakblätter hielt, an Gessner zur Beurteilung. Dieser wandte sich darauf an Aretius, den einzigen, von dem er, wie er sagt, in der Naturkunde noch etwas lernen könne. Aretius sandte als Antwort eine Zeichnung von Tabakblättern, die er in seinem Garten gezogen hatte. Aus dieser Zeichnung der noch wenig bekannten Pflanze bestimmte dann Gessner Occos Sendung als Tabak.

Marti war Lehrer des Griechischen und Hebräischen an der Schule zu Bern, als er die Stockhorn- und Niesenbesteigung unternahm, deren Beschreibung einem von Gessner 1561 publizierten Folioband «de materia medica» beigegeben ist unter dem Titel «Stockhorni et Nessi in Bernatum Helvetiorum ditione montium et nascentium in eis stirpium descriptio Benedicti Aretii professoris in Schola Bernensi.» Man merkt der Arbeit etwas die eifertige Redaktion an. Ihr Verfasser leitet sie ein mit einer Schilderung der Aussicht von Bern aus, knüpft daran eine Darstellung von Land und Leuten und ergeht sich sodann in der Lobpreisung der von ihm beschriebenen Gegenden; man könnte sie, meint er, die Paradyse des Cyrus nennen, wo die Menschen im grössten Überfluss von allen Dingen leben. Man glaubt einen vergrößerten Gessner zu hören, wenn Aretius in die Worte ausbricht: «Wer wollte solche Gegenden nicht gerne besuchen, durchforschen und besteigen. Pilze, Dummköpfe, Tölpel, Fische, träge Schildkröten sind alle die, denen das keinen Eindruck macht! Ich weiss keine angenehmeren Reisen als die Bergreisen; alles findet sich da, wunderbare Pflanzen, wilde Vögel, Steine, schattige Wälder, Wasserfälle, der Ausblick ins weite Land, gesunde, erfrischende Luft, Abgründe, überhängende Felsen, staunenswerte Schluchten, abgelegene Höhlen, Eisfelder. Da ist das Theater des Herrn.»

23. Aus der Zahl der andern ältern Reiseschilderungen führen wir, bloss den Namen und Titeln nach, die folgenden an: 1544, Bericht des Chronisten Johannes Stumpf. 1588, Renward Cysat, vermehrte und verbesserte deutsche Ausgabe der Beschreibung der Schweiz durch den spanischen Gesandten Ascanio Marso. 1579 und 1589, Voyages en Suisse des Präsidents de Thou. 1618, Marc Lesarbot, Le tableau de la Suisse pris sur le mont Jura près Soleure. 1642, Helvetia profana e

sacra des päpstlichen Nuntius Ranucio Scotti. 1673, Charles Patin, Quatre relations historiques et curieuses des voyages en Allemagne, Angleterre, Hollande, Bohême et Suisse. 1683, Joh. Jak. Bernoulli, Spazierreise durch die Schweiz. 1685, Reboulet et La Brune, Voyage de Suisse (das meiste ist von La Brune verfasst).

24. Von erfrischender Begeisterung getragen ist das 1624 erschienene Itinerarium des Baslers Johann Jakob Grasser für Rhätien: Dort ragen die marmornen Massen der Berge empor, Mauern und Türmen gleich und mancherlei wunderliches Bauwerk nachahmend. In den Tälern liegen zerstreut die Dörfer, zwischenhinein der fruchtbarste Boden. Hier findet der Maler seine Augenlust; die Natur jedoch übertrifft jede Meisterschaft des Künstlers. Selbst die Felsschluchten, die gewundenen Fussessteige, der Giessbäche wechselnde Wut oder Dürftigkeit, der Brücken gewölbte Bogen, die Wellen der Seen, der Wiesen buntes Kleid, der Bäume mächtiger Wuchs, kurz, was nur Himmel und Erde des Neuen zu schauen gewähren, reisst hier die Blicke des Wanderers zu Staunen und Kurzweil hin.

25. Unter Überspringung vieler Zwischenglieder gehen wir unvermittelt zu dem Naturforscher Joh. Jak. Scheuchzer (1672—1733) über, dem Verfasser der Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes, 1706—1708, der Naturhistorie des Schweizerlandes, 1716—1718, der Itinera alpina, 1723, usf., Werke, in denen auch er wie seine humanistischen Vorgänger sich bemüht, die gesundheitsfördernde Wirkung des Bergwanderns theoretisch und praktisch zu erweisen.

Dabei greift er die Sache etwas anders an, als bisher geschehen war. Zum Trost der Reisenden sei gesagt, setzt er mit medizinischer Einsicht auseinander, dass das Wandern in den Bergen bei mehr Vergnügen weit weniger Ermüdung bringt als das Wandern in der Ebene. Das Bergsteigen setzt alle Muskeln in Tätigkeit, aber abwechselnd; während die einen arbeiten, können die andern ausruhen. Ausserdem werden durch die fortgesetzte Bewegung aller Glieder alle Lebenssäfte, besonders das Blut, beständig umgetrieben, was die Leibeskräfte stärkt und das Allgemeinbefinden günstig beeinflusst.

Scheuchzer selbst war ein begeisterter Berggänger. Ich habe, schreibt er, in den einsamen Bergwildnissen mehr Freude und Genugtuung empfunden als zu den Füssen von Aristoteles, Epikur und Descartes. Der alte Schriftsteller, der den Ausspruch getan: «etiam hic dei sunt», hat Recht. Nirgends empfinden wir Gottes Allmacht, Güte und Weisheit stärker, als auf den Bergen. Die Alpen sind ein Museum aller Naturwunder.

Scheuchzer widmet das erste Kapitel seiner Naturhistorie einem Streit über unsere gute Bergluft. In

einer Abhandlung von 1705 über die gesunde Luft in Rostock hatte der dortige Professor Detharding mit einem grossen Aufwand von Wissenschaft darzutun unternommen, dass die ungesunde und grobe Luft der Schweiz die Bewohner verdumme; sie verschulde auch das Heimweh der Schweizer, welche die gesunde und reine Luft der Fremde nicht ertragen, gleich den Wiedehopfen, die, an den übelriechenden Mist gewöhnt, anderswo nicht leicht gedeihen. Scheuchzers Erwiderung, in ähnlicher Form gehalten wie der Angriff, geht darauf aus, unsere ohne Zweifel «reinste Luft» von ganz Europa der dichten, unreinen Seeluft der Rostocker oder Holländer gegenüberzustellen. 60 Jahre später hat sich ein anderer deutscher Autor, Hirschfeld, Scheuchzers Urteil mit den Worten angeschlossen: Da die Schweiz nicht nur sehr hoch liegt, sondern auch von den Alpen viele reinigende Winde empfängt, so ist die Luft hier sehr gut, und vielleicht gibt es auf dem Erdboden keine gesündere Gegend als hier. (Das Problem des Schweizerheimweh nostalgia oder Pathopadridalgia hat bereits den Gegenstand einer gelehrten Abhandlung des Baslers Theodor Zwinger (1500—1540) gebildet.)

Die Naturgeschichte des Schweizerlandes ist 1746 durch Joh. Georg Sulzer neu herausgegeben worden. Dieser hat u. a. in einem Anhang eine Untersuchung über den Ursprung der Berge beigefügt.

In Scheuchzers Werk findet sich die Schilderung von neun Schweizerreisen in den Jahren 1702, 1703, 1704, 1705, 1706, 1707, 1709, 1710 und 1711; sie bietet reiche Belehrung und Genuss. Im Bericht über die vierte Reise erzählt er, in Glarus erhalte jeder Landmann, er sei arm oder reich, zu seiner Hochzeit zwei, von beeidigten Jägern zu liefernde Gemstiere. Im gleichen Bericht vertritt er seine bereits erwähnte Meinung, dass anfänglich die höchsten Alpen bewohnt gewesen seien und die Leute sich erst später in die Tiefe niedergelassen hätten. Ebenda sagt er: die Schneeberge sind eine kostbare Krone unseres Hauptes und Landes; sie sind der mit Blumen geschmückte Hut der Jungfrau Europa, der Kühhelm des europäischen Brenn- oder Wasserhafens, in dem die aus den Bergen aufsteigenden Dünste verdichtet werden. Bei Anlass der sechsten Reise (nach Graubünden) nennt er als Reisebeschwerden: Hitze, Frost, Regen, Hagel, Wind und oft die wilden Sitten eines in unbezähmter Freiheit lebenden Volkes. Die Aussicht vom «Spitz» Beverin bezeichnet er als sehr weitläufig und angenehm.

26. Ihre volle Entfaltung erfuhr die Naturforschung erst mit Albrecht von Haller 1708—1777. Die Botanik, im besondern die alpine, fand lange ihre Pflege bloss in der Form einer mehr oder minder laienhaft betriebenen Kräuterkunde. Auf streng wissenschaftliche Grundlage

gestellt sind erst Hallers botanische Schriften, so sein *iter helveticum* von 1759, namentlich aber seine monumentale *Historia stirpium indigenarum Helvetiae incoata* von 1768, ein Werk, das viel mehr bringt, als der Titel erwarten lässt, und in dem der Verfasser nicht weniger als 30 Mitarbeiter anführt.

Auf die Bereicherung, welche das Wissen der Botanik seither durch eine Reihe sehr bedeutender Vertreter des Fachs erfahren hat, kann hier ebensowenig weiter eingetreten werden als auf die gewaltige Entwicklung der Naturwissenschaft überhaupt. Es genüge die Bemerkung, dass die Fauna unseres Landes geringeres Interesse als die Flora fand. Als grundlegend ist das Werk von Friedrich v. Tschudy (1820—1886) über die Tierwelt anzuführen.

Albrecht von Haller war nicht bloss Botaniker, er war in sozusagen allen Zweigen der Naturkunde bedeutend; er war Naturforscher, Arzt, Philosoph, Dichter. Dank dieser Universalität hat er nicht nur selbst auf mehr als einem Gebiet Grosses geleistet, er hat auch auf andere einen stark fördernden Einfluss geltend gemacht. So auf den Genfer Horace Bénédict de Saussure. (1740—1799).

27. Einen grossen Platz in der Wissenschaft des Gebirgs nimmt neben der Mineralogie die Gletscherforschung ein. Wohl ist die Frage schon relativ früh aufgegriffen worden, so in den Londoner philosophical transactions von 1669 und 1673 durch den Zürcher Professor und Chorherrn John von Muralt in seinen Briefen on the icy and chrySTALLIN mountains of Helvetia. Die Vertiefung des Problems begann aber erst, als dank den Anregungen Hallers und des gelehrten Genfers Bonnet, de Saussure das Spezialgebiet als Lebenswerk erkoren hatte. Wenngleich die Wissenschaft auch über ihn und seine mit weniger Erfolg auf dem gleichen Gebiet tätigen Landsleute Bourrit und de Luc hinausgeschritten ist, behält er das Verdienst des Pfadfinders. De Saussure liebte die Berge auch als Bergsteiger. 1764 schrieb er an Haller: Je médite de grandes courses sur nos alpes pour l'été prochain. La pureté de l'air, la température agréable, la beauté du spectacle suffiraient pour me déterminer à les parcourir très souvent. Sein Hauptwerk, «Voyages aux Alpes», erschien 1779—1796 in Neuenburg. Habent sua fata libelli. Der Autor schenkte ein schön eingebundenes Exemplar dem Vikar Clément im Val d'Illiers. Als er später einmal auf einer Bergtour bei diesem über Nacht blieb, fiel ihm das schwere Buch auf den Kopf und verletzte ihn an der Schläfe. Er hat dabei sicher sein Lieblingswort «prodigieux» hervorgeholt.

1787 bestieg de Saussure als Zweiter den Montblanc.

28. Wir haben bis jetzt fast ausschliesslich von bergbegeisterten Schweizergelehrten gesprochen; es ist an der Zeit, auch der Fremden zu gedenken, die unser Land zu Erholung, Naturgenuss oder Belehrung aufsuchten. Dass der Fremdenverkehr schon recht früh, wenn auch natürlich nicht gleich in der spätern Massenhaftigkeit, einsetzte, geht nicht allein aus den unmittelbaren Nachrichten darüber hervor, sondern mittelbar auch daraus, dass bereits 1632 ein als Reisehandbuch dienliches Werk von Martin Zeiller erschien, das bis 1674 mehrere Auflagen erlebte, und dass schon seit 1703 in Hamburg eine unzweideutig nur als Reisehandbuch anzusprechende «Anweisung» veröffentlicht wurde, «wie die Reisen in Europa — namentlich durch Deutschland, die Schweiz — auf eine nützliche und bequeme Weise anzustellen sind, nebst Anzeige der Entlegenheit der Örter, ihrer vornehmsten Merkwürdigkeiten». Die erste Ausgabe ist von Peter Ambros Lehmann, spätere, verbesserte Auflagen (so von 1767 und 1783) wurden durch Gottlieb Friedrich Krebel besorgt. Das Jahr 1789 brachte H. A. O. Reichards Handbuch für Reisende aus allen Ständen. Es ist nicht ohne Reiz, der «Anweisung» von 1703 den Titel gegenüberzustellen, den Dr. J. G. Ebel ein Jahrhundert später seinem bekannten Werk mit der Fassung gegeben hat: «Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art die Schweiz zu bereisen.»

29. Unter den ausländischen Besuchern der Schweiz ist vor allem der Engländer zu gedenken. Bekanntlich verdanken wir wenn nicht die Entstehung, so doch die entscheidende technische und organisatorische Entwicklung wichtiger Grossindustrien um ihres Glaubens willen verfolgten und zu uns geflüchteten Niederländern, Italienern und Franzosen. Ähnliches gilt mit Bezug auf die Fremdenindustrie für die Engländer. Engländer waren es recht eigentlich, die uns in der Ausbildung unserer Fremdenindustrie Weg und Ziel wiesen, und bis gegen das letzte Viertel des 19. Jahrhunderts galt der reisende Engländer als Typus der Schweizerreisenden überhaupt. Karl Spazier berichtet 1790 von seinem Aufenthalt in Lausanne; «überhaupt ehrt man hier jeden wohlgekleideten Fremden durch den Namen des Engländers». All das mag rechtfertigen, dass wir uns im nachfolgenden ausführlicher mit Grossbritannien befassen.

30. Zwischen dem britischen Inselreich und der Schweiz bestehen seit Jahrhunderten Beziehungen. Zur Zeit der Reformation erfuhren sie eine starke Belebung. Im Gefolge eines 1514 abgeschlossenen Staatsvertrages kamen die zwei ersten englischen Ministerresidenten in die Schweiz, unter ihnen der gelehrte, des Griechischen und Lateinischen mächtige Theologe Pace; er unterhielt während seines Aufenthaltes bei uns rege Beziehungen zu

Schinner, Anshelm und Erasmus. Von seinen Nachfolgern sei Abraham Stanian genannt. Er publizierte 1714 (recte 1713) an account of Switzerland, eine Schrift, die heute noch mit Nutzen zu lesen ist. Sie trug ihrem Verfasser wegen kritischer Bemerkungen an der bernischen Justiz eine Ahndung des Standes Bern ein. 1517 erschien des Thomas Morus Utopie. Er schildert darin unsere Vorfahren als ein rohes und wildes Söldnervolk. Die zweite Auflage seines Werkes wurde freilich im Lande eben dieser Barbaren, in Basel, gedruckt.

31. Als der Papst König Heinrich VIII nach dessen Scheidung von der ersten Gemahlin den Ehedispens verweigerte, betraute letzterer den Erasmus mit der Einholung von Gutachten der schweizerischen Reformatoren über den Fall. Zwingli hat das seine in acht Tagen niedergeschrieben und wenige Wochen vor seinem Tode abgegeben. Im Gefolge dieser Anknüpfungen kamen schon 1536 vornehme Engländer nach Zürich, um Bullinger zu hören. John Hopper, nachmals Bischof von Gloucester, weilte volle drei Jahre daselbst. Ein Schüler Bullingers, Johann von Ulm, war Lehrer der «liebenswürdigen, frommen und gelehrten» Tochter des englischen Staatsrates Gray, der durch ihre Beziehungen zu Heinrich VIII in die Weltgeschichte eingetretenen Johanna Gray. Drei ihrer Briefe an Bullinger werden noch jetzt in Zürich aufbewahrt; ebenso die Korrespondenzen zwischen Bullinger und bedeutenden englischen Männern der Kirche, wie Sands, dem spätern Erzbischof von York, Home und Jewel, den nachmaligen Bischöfen von Winchester und Salisbury, und andern mehr.

32. Folgenschwerer für unsere Verhältnisse wurde die weitere Entwicklung der unter Heinrich VIII eingeleiteten Kirchenreform. Während des blutigen Regiments ihrer katholischen Königin Maria I. (1553—1558), flüchteten viele reformierte Engländer, meist Akademiker, in die Schweiz, vornehmlich nach Zürich, Genf, Lausanne und Vevey. In Zürich zogen sie namentlich Bullinger und Gwalter an, in Genf Calvin und Théodore de Bèze. Nach Wiederkehr ruhigerer Zeiten unter der Königin Elisabeth wandten sich dann anderseits zahlreiche Schweizer, zunächst ebenfalls überwiegend Professoren und Studenten, nach England. Es entstand ein lebhafter Austausch unter den Intellektuellen. Zwischen Genf und dem Inselreich ist der personelle Austausch gebildeter Kreise seither nie mehr ganz unterbrochen worden. In Zürich blieb wenigstens der geistige Einfluss noch sehr lange erhalten. Während des 18. Jahrhunderts bestanden nicht bloss in Genf, sondern auch an andern Orten des Genfersees förmliche Engländerkolonien. Voltaire spottet: Genève imite l'Angleterre comme la grenouille imite le bœuf.

33. Von englischen Dichtern nennen wir an dieser Stelle, ausser der Reihe, bloss Akinside, dann George Keate mit seinen anziehenden «Alps» von 1763 und das 30 Jahre später an ihre Kinder gerichtete Gedicht der Herzogin Georgiana von Devonshire «The Passage of St. Gothard». Dessen Tendenz mag der Vers zeigen: «Fare well Helvetia! from whose lofty breast proud alps arise and copious rivers flow; where, source of streams, eternal glaciers rest, and peaceful science gilds the plains below.»

An englischen Reiseberichten aus dem 17. Jahrhundert seien angeführt: 1611, P. Coryate's Crudities; 1619, Fines Moryson's Travels; 1673, John Ray's Topographical observations, besonders aber die Schrift Burnets.

Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury (1643—1715), der mit einer sehr weitreichenden Allgemeinbildung ausgerüstete Verfasser einer berühmten Geschichte der Reformation, kam 1685 in die Schweiz. Seine Schrift erster Auflage, «Some letters containing an account of what seemed most remarkable in Switzerland, Italy etc.» von 1686, ist uns nicht zur Hand. Vor uns liegt bloss die dritte, 1718 in Rotterdam französisch veröffentlichte Auflage seines Reiseberichts, betitelt Voyage de Suisse, d'Italie et de quelques endroits d'Allemagne et de France.

Rührend ist das warme Gefühl der Dankbarkeit, das englische Schriftsteller von Ruf den Schweizern für ihre Wohltaten an den verfolgten Glaubensgenossen zu zollen nicht müde werden. So schreibt Burnet: «ma seconde remarque mériterait d'être écrite en caractères d'or, à la mémoire éternelle de la charité des Suisses en général et en particulier de ceux de Berne, qui depuis la persécution de France ont fait de leur pays comme un sanctuaire qui sert à retirer les malheureux et dans lequel les pauvres fidèles sont reçus d'une manière si généreuse et en même temps si chrétienne que la religion réformée se doit à jamais souvenir de leur piété. Die Herzlichkeit, die man in der Schweiz den Verfolgten entgegenbringt, ruft in Burnet die Erinnerung wach an die Liebestätigkeit während der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche.

Von Interesse ist eine allgemeine Bemerkung des englischen Geistlichen über die ökonomischen Zustände unseres Landes. Den Gegensatz zu den schlecht bevölkerten und wirtschaftlich zurückgebliebenen Ländern Frankreich und Italien betonend, schreibt er: le peuple fourmille en Suisse et l'abondance est si grande qu'il n'y a ni ville ni village où elle ne se fasse remarquer. Je ne sais pas, fût er bei, si vous approuvez ma pensée, mais je trouve que c'est la différence du gouvernement qui fait cela. Freilich hat vielleicht der Hass gegen die römische Kirche Burnets Unparteilichkeit bei dieser Vergleichung etwas störend beeinflusst.

Dass die damals von ausländischen Reisenden aufgesuchten Gegenden bereits wohl bekannt waren, hebt Burnet wiederholt hervor. Die ganze Schweizerreise, sagt er, geht «par des lieux extrêmement connus», und Genf im besondern «est un lieu trop connu pour vous en faire une description». Über das Volk von Genf berichtet er: «en général on n'y voit personne qui n'ait de l'esprit et du bon sens. Dans leur civilité on voit un mélange de la franchise française et de la réserve italienne; ce qui ne serait pas désagréable s'il n'y avait un peu trop de la dernière.»

Über den Montblanc bringt er die Bemerkung an: «il y a une montagne qui n'est pas fort éloignée de Genève, appelée la montagne maudite et couverte de neige en tout temps, laquelle, en ligne perpendiculaire, a deux mille de hauteur, selon l'observation qu'en a faite Nicolas Fatio de Duillers, célèbre mathématicien et philosophe.» Vom Lausanner Ufer berichtet er: «pour ce qui est du pays qui touche au rivage le penchant de ses coteaux droits et unis et le ras de ses campagnes bien cultivées et peuplées, font une si agréable perspective qu'il est impossible de rien voir de plus beau.»

Burnet beklagt den durch die Ausdehnung der Wälder bewirkten Mangel an Luft. Er sieht indessen kein Mittel gegen das Übel. Das Abholzen der Bäume würde zu Brennstoffmangel führen; «pour se donner de l'air, ils s'ôteraient le feu.»

In Bern bewundert er die Aussicht von der Münsterterrasse. «Quand on veut faire une belle promenade, on va se rendre sur cette platte-forme, surtout quand le soleil est prêt à se coucher.» (120 Jahre später schreibt S. v. Wytttenbach: «Von keinem andern Standpunkt in der Schweiz sind die hohen Alpen schöner anzusehen als von Bern; ihre Formen und ihre Aneinanderreihung zeigen sich daselbst äusserst malerisch, zugleich in grosser Verschiedenheit und im glücklichsten Zusammenhang.»)

«Enfin j'arrivai à Zurich, cela veut dire dans un canton lequel quand il ne serait pas le premier de tous mériterait de le devenir par l'honneur qu'il a eu de recevoir le premier la Reformation.» «Je ne vous dirai rien de la situation de la ville, sinon qu'elle est très agréable. Pour le pays, c'est un pays de montagne qui est fort froid l'hiver, car les lacs y gèlent entièrement.»

Von Graubünden berichtet er: «Mais il faut que vous sachiez que ces montagnes ne sont pas si mauvaises qu'elles le paraissent et qu'il s'y trouve des pâturages dans lesquels on amène les troupeaux lorsque la grande chaleur a brûlé tous les pâturages d'Italie, ménage qui leur produit tous les ans 200.000 écus de profit.»

Burnet preist die grosse Heimat- und Freiheitsliebe der Bündner, «tant il est vrai que l'air natal a quelque chose d'attrayant et de doux». «L'on a dans tout ce

pays plus de vivacité d'esprit et plus de feu qu'en Suisse, comme si dès là on commençait à participer au tempérament d'Italie. Il ne faut pas oublier à vous dire que le monde y est fort civil et que les étrangers y sont tout à fait bien reçus.» Eine Ausnahme macht unser Schriftsteller mit Bezug auf die damaligen Wirte, nicht bloss der Schweiz, auch anderer «Republiken», «il n'y a que les hôteliers qui croyant avoir droit de piller tout ce qui passe par leurs mains font le métier qu'ils font en Suisse, en Hollande et dans les autres républiques en égorchant les gens et particulièrement les étrangers.»

Burnet brachte den Winter in Genf zu «...ville que je quittai avec tout le regret que j'aurais pu avoir en quittant quelques villes d'Angleterre».

34. Eines andern berühmten Engländers Namen haben wir bereits vorübergehend genannt: den von Joseph Addison, dem Herausgeber des Spectator, einer Zeitschrift, deren grosser und einziger Zweck nach ihres Schöpfers Plan der sein sollte, to banish vice and ignorance out of the territories of Great Britain. Er machte seine Reise nach Italien und der Schweiz 1701—1703. Wir heben hier aus seinem 1761 in London publizierten Remarks on several parts of Italy etc. einiges wenige hervor.

Der sonst so kühle und gemessene Addison wagt sich bei uns kühn ins Gebiet der hohen Politik. Er möchte Genf als Hauptstadt eines grössern Staatswesens sehen. This extent of lands, with the Leman lake, would make one of the prettiest and most defensible dominions in Europe, was it all thrown into a single state, and had Geneva for its metropolis. Wir wollen ihm auf diesen unfruchtbaren Boden nicht folgen, sondern uns mit der Wiedergabe von ein paar Stellen begnügen, die unsere Landschaft und ihre Vorzüge angehen.

Addison beginnt mit einer kurzen Erörterung der gesundheitlich günstigen Wirkung des Nordwinds für die Gegenden am Genfersee. Die Bergketten lassen hier, fügt er bei, dem Auge eine wundervolle Abwechslung prächtiger Prospekte offen. Die schönste aller Aussichten aber bietet der See mit seinen im Norden der Stadt gelegenen Ufern. Im weitern verzichtet Addison auf Bemerkungen über Genf, that is a republic so well known to the english.

Auf der Reise von Freiburg nach Bern klagt er über den schlechten Zustand der Strassen. Was ihm in Bern am weitaus besten gefallen hat, ist der öffentliche Spazierweg beim Münster. Abgesehen von dem irrtümlichen Hinweis auf die Bündner Berge darf man wohl seinen Worten beipflichten: «There is the noblest summer-prospect in the world from this walk; for you have a full view of a huge range of mountains that lie in the country of the Grisons and are buried in snow.»

Solothurn scheint Addison eine feinere Lebensart, «a greater air of politeness» zu besitzen als die andern Schweizerstädte. (Hirschfeld, der fast ein Jahrhundert später die grössere Höflichkeit der Solothurner ebenfalls berührt, führt sie auf den Aufenthalt der französischen Gesandtschaft zurück.) Genf freilich gilt Addison für noch «politer» als diese. Zürich liegt hübsch am Ausfluss des Sees; es gilt als die hübscheste «the handsomest» Stadt des Landes.

Wie schon Burnet, ist er verwundert über den im Schweizerland noch so weit verbreiteten Hexenglauben (notion of witchcraft).

35. Von unmittelbarerem Einfluss auf unsern Fremdenverkehr waren die gehaltvollen «sketches on the natural, civil and political state of Switzerland», die der englische Reverend William Coxe erstmals 1779 herausgab. Sie erlebten ein Jahrzehnt später unter kürzerem Titel eine Umarbeitung in der Originalsprache und zwischenhinein eine 1781/82 publizierte, zum Teil verbesserte Übersetzung ins Französische durch den Strassburger Ramond de Carbonnières, einem guten Kenner der Gebirgswelt, im besondern der Pyrenäen.

John Milton (1608—1674), der Dichter des «paradise lost» und des «paradise regained» schrieb als Secretary to the Committee for foreign affairs und in seiner besondern Funktion als lateinischer Redaktor Cromwells: «Ich danke Gott dem Allmächtigen, dass er in der Schweiz so viele edle Stätten hat entstehen lassen, die, mehr als durch den Alpenwall, durch der Bewohner angestammte Tapferkeit, ihren frommen Sinn und ihrer Regierungen Weisheit und Gerechtigkeit befestigt und beschirmt sind.» Es klingt kühl und abkühlend und kennzeichnet den Wandel der Zeiten, wenn wir bei Coxe lesen: «Kein Engländer kann die Regierungen anderer Länder betrachten, ohne ein wärmerer Bewunderer seiner eigenen zu werden.»

36. Direkt und indirekt von bedeutendem Einfluss auf die Entwicklung unseres Fremdenverkehrs war die sechs Jahre vor dem schweizerischen Alpenclub erfolgte Gründung des Alpine Club in London (1857); und schon seit 1838 gab Murray mit seinen regelmässig publizierten Reisehandbüchern dem gewöhnlichen Reisepublikum englischer Zunge einen Führer durch die Schweiz von stark werbender Kraft an die Hand.

Von neueren englischen Schriften seien an dieser Stelle noch beigezogen das 1913 von Combe ins Französische übertragene reichhaltige Buch Coolidges «Les Alpes dans la nature et dans l'histoire» und die kürzlich von William Freshfield herausgegebene Biographie unseres Alpenforschers de Saussure. Im übrigen wollen wir unsere Übersicht über die Engländer und die englische Literatur mit einem Zitat aus den Werken des 1893 gestorbe-

nen Physikprofessors John Tyndall abschliessen; es scheint uns eine Seite des Bergsinns gut zu umschreiben: «Das Faszinierende der Alpen besteht darin, dass sie in gleichem Masse Gedanken und Gefühle wecken; jene, indem sie Denkprobleme stellen, diese, indem sie ihnen ihre Grösse und ihre Majestät darbieten. Ausserdem aber verleihen uns die Alpen die Kraft und die Gesundheit, die zum freien Gebrauch unseres Verstandes und unserer Gemütsempfindungen nötig sind.»

37. Sehr früh treffen wir in unserer Literatur Landesbeschreibungen, *descriptiones Helvetiae*. Sie sind, wie die Landes- und Wirtschaftskunden, auch als Zeugnisse für den Bergsinn teilweise sehr wertvoll.

Als älteste Beschreibung der Eidgenossenschaft gilt unseres Wissens die 1478 verfasste *Descriptio Helvetiae* des Einsiedler Kapitulars Albrecht von Bonstetten.

Die nächstfolgende «*Liber de situ confoederatorum sive descriptio Helvetiae*» stammt aus den Jahren 1495 bis 1497. Der Verfasser dieser Beschreibung und der ihr zugrunde liegenden Landkarte ist der (vermutlich aus Glarus stammende) zürcherische Stadtarzt Conrad Türst. Die Karte ist in ihren einzelnen Teilen von sehr verschiedenem Wert; merkwürdig an ihr ist, dass sie das Gebirge vollständig ignoriert.

Weit höhern Wert haben die Landkarten, die der Glarner Aegidius Tschudi (1505—1572), «der Vater der schweizerischen Geschichtsschreibung» (aller Wahrscheinlichkeit nach ohne Kenntnis des Türstischen Werks) 1538 und 1570 herausgegeben hat.

Eine wahrscheinlich Tschudis Karte nachgebildete italienische Schweizerkarte ist ein Teilstück des 1570 vollendeten Kartenwerks des Paters Ignazio Danti, das dieser im Palazzo Vecchio zu Florenz für den ganzen Erdkreis auf die Schranktüren der herzoglichen Garderobe gemalt hat.

Aus der langen Reihe der ältern Herausgeber von Landesbeschreibungen seien ohne weitem Beisatz folgende erwähnt: 1500 Balci, 1514 Watt (*Glareanus*), 1538 Tschudy, 1544 Münster, 1560 Marso, 1584 Ortelius und 1597 Ryff.

38. Noch wollen wir kurz auch einiger landes- und wirtschaftskundlicher Schriften des 18. Jahrhunderts gedenken. An die Spitze stellen wir das zwanzigbändige Standard-Werk des Zürchers H. J. Leu, «Allgemeines Helvetisches, Eydgenössisches oder Schweitzerisches Lexikon» von 1747/1765 mit einem zehnbändigen Supplement von H. J. Holzhalb von 1786/1795. Es mag zutreffen, wenn J. C. Füesslin, der temperamentvolle Herausgeber einer Staats- und Erdbeschreibung der schweizerischen Eidgenossenschaft von 1770/72, behauptet,

das Leusche Lexikon habe späteren Autoren gut gedient und «mehr gedient, als sie sagen».

Füesslin wurde auf Grund seiner Anmerkungen zu Büschings und Fäsis Schriften in den Freymütigen Nachrichten und dem galanten Anzeiger von Zürich durch den Verleger Hurter zur Umarbeitung von Büschings Artikel über die Schweiz veranlasst. Wie diesem, ist ihm die Schweiz wo nicht das höchste, doch eines der höchsten Länder Europas. Die Bewohner der Berge neidet er um ihr Los. «Was haben die für ein Vergnügen, in erstaunender Bewunderung, wann sie über die Ungewitter herrschen, wann sie hören, wie Gott in den Tiefen donnert und seine Pfeile in die Höhe schiesst. Wann die Talleute zittern und beben, sagen jene mit ruhigem Gemüt, wie wunderbar bist du o Herr in deinen Werken.» Von Interlaken berichtet er: «es liegt in einem Tale, das viel Reizendes und Vergnügliches an sich hat.» «Gegen Mittag hat man die grössten Gletscher vor sich, Wetterhorn, Mettenberg und Eiger, welcher letztere überaus hoch ist.» Sein Buch enthält auch Nachrichten über Titlisbesteigungen.

Von nicht gering anzuschlagendem dauerndem Werte sind des oben bloss nebenbei erwähnten Joh. Conrad Fäsis Staats- und Erdbeschreibung der helvetischen Eidgenossenschaft, derselben gemeinen Herrschaften und zugewandten Orten von 1765/1768, als erstes systematisches Werk über Geographie und Geschichte der Schweiz, und der treffliche *Dictionnaire géographique, historique et politique de la Suisse* v. Tscharners und G. E. Hallers von 1775.

Von A. F. Büschings «Neuer Erdbeschreibung», Hamburg 1757—1807 ist der 1760 erschienene Teil der Schweiz gewidmet. In den spätern Auflagen ändert sich ihr Platz. In dem 1766 in Schaffhausen herausgekommenen Spezialdruck heisst es von den Schweizer Bergen: «sie sind eine Zierde des Erdbodens und geben die schönsten Aussichten.» Als höchster unserer Berge wird der Gotthard bezeichnet, von «welchem gegen alle vier Hauptgegenden der Welt Flüsse herabfliessen». Ungemein schön findet der Verfasser den Anblick der Wasserfälle, in deren Staubregen die Sonne Regenbögen malt. Auch der Erscheinung des Nebelmeers zollt er seine Bewunderung. «Das Vergnügen, welches dieser Anblick gibt, wird noch grösser, wenn sich etwa die Wolken an einem Orte öffnen, dass man auf die Erde hinabsehen kann.» (Schwungvoller, wie es dem Dichter ziemt, sind die Gedanken, die Ulrich Hegner ein halbes Jahrhundert später in seiner Berg-, Land- und Seereise von 1817 bei Betrachtung desselben Gegenstandes mit den Worten zum Ausdruck bringt: «Im geistigen wie im physischen Leben ist der uns drückende düstere Schleier nur aus leichtem Nebel gewebt, über dem in geringer Höhe das goldene Licht waltet.»



Von deutschem Fleiss zeugt die leider unvollständig gebliebene, aber auch schon in ihrem publizierten Teil noch heute wertvolle geographisch-statistische Darstellung des Schweizerlandes von Professor G. P. H. Normann aus den Jahren 1795—98. Der Verfasser war nie in der Schweiz, hat aber eine grosse Zahl von Schweizern als Korrespondenten beigezogen.

39. Von den zahllosen schweizerischen Geschichtsforschern sei bloss der beiden engbefreundeten Milieutheoretiker Karl Viktor von Bonstetten (1745 bis 1832) und Joh. v. Müller (1752—1809) gedacht. Unter von Bonstettens Arbeiten interessieren uns hier vier:

1. Die auf mehreren Reisen in der Schweiz geschriebenen Briefe von 1797/1799 mit ihren lebendigen Naturschilderungen.

2. die bereits erwähnten Briefe über ein schweizerisches Hirtenland von 1781 und 1785, eine noch jetzt lesenswerte Beschreibung des Saanenlandes mit einlässlichen Betrachtungen über die Erwerbstätigkeit seiner Bevölkerung. Das Original ist von von Bonstetten in 14 Briefen französisch redigiert worden (*Lettres sur une contrée pastorale de la Suisse*). Diese französische Urfassung ist offenbar verloren gegangen. Die deutsche Redaktion ist eine von Joh. v. Müller besorgte Umarbeitung unter Beifügung eines ganz von ihm geschriebenen 15. Briefes. von Bonstetten hatte offenbar politische Bedenken, als Mitglied des Rats der 200 unter eigenem Namen eine Schrift über ein Untertanenland zu veröffentlichen. Müller war über von Bonstettens klare Schreibweise entzückt: *c'est bien mieux écrit*, bemerkt er unseres Bedünkens nicht ganz objektiv, *que ce que fait de Saussure qui, dans ses descriptions de voyage, décrit de petits détails insignifiants et cela avec beaucoup de mots*.

3. *L'homme du midi et l'homme du nord* von 1824, eine Studie über die Rolle des Klimas in der Entwicklung des Menschengeschlechts.

4. *La Scandinavie et les Alpes* (1826), eine Vergleichung der skandinavischen Länder mit dem Alpengebiet.

40. Von v. Müllers Schriften liegt unserm Thema am nächsten seine «Geschichte der Schweizer».

Er macht darin die Landschaft, im besondern das Gebirge, zum bestimmendsten Moment, zur Hauptbedingung unserer geschichtlichen Entwicklung. In den Bergen erkennt er wie unsere natürlichen Festungen, so auch die Schranken unserer Ausdehnung. Die Berge sind ihm das Band, das so verschieden geartete Völker auf unserem Boden einigt und ihnen andern Nationen gegenüber Originalität verleiht.

41. Von ältern französischen Schriftstellern möge der Burgunder Paradin genannt sein. In seiner landeskundlich gehaltenen *Chronique de Savoye* von 1602 stellt er in anziehender Weise auch die Natur- und Kultur-

verhältnisse des Wallis dar. Er selbst war zwar nie in der Schweiz, hatte aber offenbar gute Informationen, wahrscheinlich aus der Feder des Sittener Arztes Kaspar Amstutz (Collinus).

Interessant sind Paradins Mitteilungen über die Kröpfe. Er bestreitet, dass sie mit den Wasserverhältnissen zusammenhängen. Wo er von den Wasserfuhren, den Bisses, handelt, redet er von den gewaltigen Kosten, die deren Erstellung und Unterhalt erfordern, *si bien qu'ils disent qu'ils dépensent beaucoup plus pour l'eau que pour le vin*.

42. Von Geschichtsschreibern französischer Nation aus jüngerer Zeit sei hier zitiert der feingeistige Altertumsforscher Raoul Rochette. In seinen *Lettres sur la Suisse* von 1820 befasst er sich namentlich mit dem Zusammenhang unserer Landschaft und unserer politischen Einrichtungen. Er warnt die Schweizer vor der modernen Zivilisation und ihren Entartungen. «Bei allen zivilisierten Völkern hat eine Nivellierung Platz gegriffen. Es gibt in Europa nur Europäer. Macht, dass es in der ganzen Schweiz nur Schweizer gibt, so werden sich stets Männer genug finden, um sie zu verteidigen.»

43. Von einer Würdigung der namentlich seit den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts immer mehr anschwellenden Flut der Reisebriefe, speziell ausländischer Besucher der Schweiz, kann hier keine Rede sein, obwohl an und für sich Anlass genug vorläge, wenigstens den seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erschienenen zahllosen Episteln Deutscher über unser Land eine nähere Betrachtung zu widmen. Wir können aber auch darauf verzichten, weil seit der Zeit, da dieser Vortrag gehalten wurde, das den Gegenstand nahezu ausschöpfende Werk «Die Deutsche Schweizerbegeisterung in den Jahren 1750—1815» von Eduard Ziehen herausgekommen ist. Es befasst sich einlässlich sowohl mit den Auswirkungen des politischen Denkens als mit denjenigen, in denen sich das Naturgefühl als Quelle der Schweizerbegeisterung zur Geltung bringt. Wir halten uns für berechtigt, einfach auf dieses Buch und auf die Doktordissertation von Hedwig Wäber von 1907, «Die Schweiz des 18. Jahrhunderts im Urteile ausländischer Reisender», zu verweisen. In Ziehens Schrift findet sich manches Beispiel für die von uns bereits mehrfach ange deutete Überschwänglichkeit der ausländischen Reisenden; sie streift nicht selten das Grotteske. Sie macht sich selbst bei sonst geistvollen Schriftstellern bemerkbar. So auch bei Wilhelm Heinse, der vom Zugersee aus an Gleim schreibt: «Für himmlischer Freude bin ich fast vergangen...ich bin von allen Banden gelöst und walle, Himmel über mir und Himmel unter mir, im Element der Geister wie ein Fisch im Quell. Seligkeit einatmend und ausatmend... Immer stärker

läuft mir das Entzücken wie ein Felsenquell durch alle Gewebe meines Rückgrates.»

44. Eine Ausnahme wollen wir machen hinsichtlich des weniger bekannten Reiseberichts des gelehrten Altertumsforschers Joh. Georg Keyssler (1689—1743) durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Österreich, Ungarn, Lothringen, Frankreich, England und Holland. In der Schweiz war Keyssler 1729. Er kam nicht in das eigentliche Gebirgsland; seine Bemerkungen sind gleichwohl nicht ohne Interesse. Die erste (vermutlich von 1731 stammende) Auflage seines Reisewerks steht uns nicht zur Verfügung; bloss die unter dem Titel «Neueste Reisen» nach dem Tod des Verfassers durch M. Gottfried Schütze 1751 in Hannover veröffentlichte «neue und vermehrte» Auflage.

Keyssler tadelt die übermässige Reisebegierde der Deutschen. Er bekämpft die Meinung von der armseligen Lage der Schweizer, hebt den wirtschaftlichen Nutzen der Neutralität hervor, befasst sich mit der Entstehung von Inlandsmanufakturen, gedenkt der geringen Geldausfuhr für unökonomischen Luxus. Hinsichtlich der landwirtschaftlichen Ausfuhr bemerkt er u. a.: «Das Schweizervieh, das ins Ausland geht, muss, da es in der Zucht ausartet, immer wieder mit neuem Zuschuss aus der Schweiz unterhalten werden.»

Keyssler tritt bei Schaffhausen auf Schweizerboden. Grossen Eindruck macht ihm der Rheinfluss, «der beim Falle selbst sich in drei Flüsse teilt, welche durch ihren grünen Grund und ihr schneeweisses Strudeln dem Zuschauer eine angenehme Augenweide, hingegen durch das Brausen seinem Gemüt sowohl Bewunderung als Entsetzen verursachen». Auch hier tritt uns wieder ein Beispiel für eine bereits erörterte Naturwirkung, für den aus der Verbindung von Grausen und Wollust hervorgehenden Genuss entgegen.

Den Hauenstein qualifiziert Keyssler als ein rauhes Gebirge, so etliche Stunden lang dauert und sehr beschwerlich ist. Auf dem Weg durch das Amt Frauenbrunnen rühmt er: «In der ganzen Schweiz auf diesem Wege habe ich gute Wirtshäuser angetroffen. Forellen, Karpfen, Rindfleisch, Kalbfleisch, Hühner, Tauben, Butter, Käse, Äpfel, Kirschen, Rüben, Zuckerbrot und guter Wein waren fast überall zu finden, und zwar noch um billigen Preis, wenn man solchen gegen die schwäbischen, tirolischen und bayrischen Rechnungen hält.»

(Annähernd ein halbes Jahrhundert später kommt Hirschfeld auf der Reise durch dieselbe Gegend in «Wirtshäuser, wo man für einen wohlfeilen Preis mehr Bequemlichkeit und Vergnügen hat als in den besten Städten von Deutschland»).

Weiter berichtet Keyssler:

«Die Hauptkirche in Lausanne ist auf der einen Seite mit eben einer solchen aufgemauerten Terrasse oder Spaziergang umgeben wie die zu Bern, jedoch mit diesem Unterschiede, dass die bernische viel höher gemauert ist, hingegen die Aussicht zu Lausanne über den See und das ganze niedrige Land gegen Genève noch trefflicher ist. In der Tat ist diese ganze Gegend also beschaffen, dass nicht nur das Auge, sondern auch das Gemüth seine Weide und Vergnügung findet. Die angenehme Abwechslung kleiner Höhen und Täler, Felder, Wiesen, Weinberge und Holzungen nebst der Nähe des Sees und der ruhigen Regierung zieht Leute von allerlei Stand in das Pais de Vaud, welche Landgüter darinnen ankaufen und sonderlich den Sommer und den Herbst darauf zubringen.»

«Von dem See zeigt sich das Pais de Vaud als ein angenehmes Theater, auf welchem die Höhen der Gegenden zunehmen, je weiter sie vom Auge sich entfernen. Der gegenüberliegenden savoyischen Landschaft fehlt es auch nicht an Schönheit.»

«Die grossen Gebirge, montagnes maudites genannt, und dann ferner, nach Annecy zu, les Glacières, lässt man linker Hand liegen. Sie sind von Genève etwan drey Tagereisen entfernt, und stets mit Schnee und Eischollen als mit grossen Felsensteinen bedeckt; daher diejenigen, so in den Klüften der Gebirge und Felsen Cristal de Roche oder Bergkristall sammeln, dieselben öfters nicht ohne Lebensgefahr besteigen.»

«Die Höhe des obgedachten Gebirgs montagne maudite wird in der Perpendikularlinie bis auf den Horizont des Genfer Sees wenigstens von 2000 Klaftern oder toises de France gerechnet, welche 12.816 englische Schuhe oder über 2 englische Meilen austragen. Der Genfer See liegt nach seiner Fläche des Wassers 426 toises de France (deren jede von 6 Fuss ist) höher als der Horizont oder le niveau des mittelländischen Meeres.»

Mit Behagen erzählt Keyssler von den Schlittenfahrten, die sonderlich Engländer und Deutsche alljährlich vom Mont Cenis nach Lanebourg hinunter machen. Vor etlichen Jahren solle ein 550 Pfund schwerer Engländer zum Hinauftransport 12 Träger gebraucht haben. Von den Kaskaden des Teverone in Tivoli erklärt Keyssler, es kommt keine von den hiesigen Kaskaden dem Rheinfalle bei Schaffhausen oder dem Velleno in der Gegend von Terni gleich.

45. Bevor wir zum letzten Teil unserer Arbeit, zur Betrachtung der Dichtungen schreiten, sei noch, wenn auch nicht viel mehr als mit ihrem Namen dreier Männer gedacht, die für die Entwicklung der Bergfreude vieles getan haben, deren Übergehung daher mehr als bei andern, die der Nötigung nach Einschränkung unserer

Darlegung geopfert werden mussten, als Undank empfunden werden könnte. Alle drei stehen mit einem Teil ihres Lebens im 18., mit dem andern im 19. Jahrhundert.

Pfarrer Jakob Samuel Wyttenbach (1748—1830), der Hausfreund Hallers, widmete sich hauptsächlich mineralogischen Studien, beschäftigte sich indessen erfolgreich auch mit Botanik und Zoologie. Er ist einer der Anreger und Gründer der naturforschenden Gesellschaft.

Von ihm sind ausser mehreren Übersetzungen und Umarbeitungen französischer Werke und neben drei «Anleitungen» zu Reisen durch die Schweiz, besonders deren Alpengegenden, publiziert: 1775, Beiträge zu der Naturgeschichte des Schweizerlandes; 1777, Reise durch die Alpen und das Walliser Land; 1783, Reisen durch die merkwürdigsten Alpen des Schweizerlandes.

Der waadtländische Pfarrherr Philipp S. Bridel (1757—1845) war einer der begeistertsten Pioniere des Alpensinns. Von seinen zahlreichen Arbeiten erschienen die meisten in der von ihm redigierten Zeitschrift «Etrennes helvétiennes».

Der alpenkundige Arzt Dr. Joh. Gottfried Ebel (1764—1830), ein geborener Brandenburger, liess sich in Zürich nieder, wo er auch starb. Seine Auffassung von der Wirkung der Berge spiegelt getreu wieder sein Satz: «Nur in der Einsamkeit erhabener Natur findet der Mensch sich selbst und den Adel seines Wesens wieder, nur da erlangt der Geist Grösse und Würde und das Herz unnennbaren harmlosen Frieden.» Aus der «Praxis» seines Bergsinns sei das Interesse hervorgehoben, das er der Rigi schenkte. Er veranlasste 1815 den Klösterliwirt, auf dem Kulm eine Schutzhütte zu erstellen und diese das Jahr darauf in ein zwölfbettiges Gasthaus umzubauen. Professor Osenbrüggen hat denn auch in seinen Wanderstudien von 1867 Ebel als den «eigentlichen Entdecker der Schweiz mit ihren grossen Reisezielen für die neuere deutsche Generation» bezeichnet. Unter Ebels Schriften ist die bekannteste die bereits von uns erwähnte, in ihrer Erstausgabe 1793 erschienene «Anleitung, auf die nützlichste und genussvollste Art in der Schweiz zu reisen». Seine Schrift von 1808 «Über den Bau der Erde im Alpengebiet» bietet alles der damaligen Wissenschaft Bekannte. Von weitern Publikationen nennen wir: 1798 und 1802, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz; 1826, Die Bergstrassen durch den Kanton Graubünden.

Nun schliesslich noch einiges über die Dichter.

46. Wir beginnen auch wieder mit Italien. Petrarca ist in Arquato bestattet. In einer dort befindlichen Inschrift werden er, Dante und Bocaccio zugleich verherrlicht. Die drei gehören auch in unserer Betrachtung zusammen.

Bocaccio hat in seiner Schrift de genealogia deorum den Bergen ein besonderes Kapitel gewidmet. Dante (1265—1321) kennzeichnet die Gabe, im Flusse seiner grossen Gedanken in einer mit zarter Feinfühligkeit verbundenen Treffsicherheit auch die Landschaft zu malen. Die Alpen — wir lassen es dahingestellt, ob er mit dem Wort durchgehend nur die Apenninen meint — und die Erlebnisse bei ihrer Besteigung sind ihm offenbar aus Erfahrung wohl vertraut, und in jedem Teil seiner göttlichen Komödie nützt er seine Einsichten als Mittel belebender Vergleichung aus.

Im Gesang XXXIII des Fegefeuers spricht er von tiefdunkeln Schatten, wie sie die Alpen auf ihre unter grünem Laub und schwarzen Ästen verborgenen kalten Bäche werfen, und im Gesang XIV der Hölle kennzeichnet er das langsame, das ganze, weite Sandmeer allüberall gleichmässig treffende Herabregnen dichter Feuerflocken durch das Bild des Schneefalls in den Alpen bei Windstille.

Und wie zart malt er die Landschaft des irdischen Paradieses aus: «von einem Lufthauch, einem steten linden, ward an der Stirn die Locke leise mir erregt, nicht stärker als von zarten Frühlingswinden; er zwang das Laub, zum Zittern leicht bewegt, sich ganz nach jener Seite hinzuneigen, wohin der Berg den ersten Schatten schlägt».

In Dantes Lebenszeit fällt noch die Jugend Petrarca. Im Jahre 181 vor Christi Geburt, also vor 21 Jahrhunderten, erklimmte der mazedonische König Philipp II. den Hämus in der Absicht, von dessen Gipfel aus zwei Meere zugleich zu überblicken. Auf sein Beispiel berief sich Petrarca, als er im April 1335 den langerwogenen Plan ausführte, der Fernsicht halber den Berg Ventoux bei Avignon zu besteigen. Über die Fahrt erstattet er seinem Beichtvater Dionisio a Borgo San sepulcro schriftlichen Bericht ab. Er verhehlt ihm nicht das Hochgefühl, das er von der erhabenen Aussicht und dem Nebelmeer, das zu seinen Füßen lag, empfand, *nubes errant sub pedibus. Alpes ipsae rigentes ac nivosaee juxta mihi visae sunt cum tamen magno distent intervallo*, verhehlt ihm aber auch nicht die tiefe Erschütterung, die ihn ergriff, als er zufällig auf die Stelle in Augustins Bekenntnissen stiess: *Eunt homines mirari alta montium et ingentes fluctus maris et latissimos lapsus fluminum et oceani ambitum et gyros siderum et reliquunt se ipsos nec mirantur*. Da gehen die Menschen hin und bewundern der Berge Höhen, der Meeresfluten Gewalt, der Ströme breiten Fall, des Ozeans Weite und den Lauf der Sterne; aber sich selbst vergessen sie darob.

Auch in seinen Kanzonen preist der Dichter das Gebirge und die ihn beseligende Bergeinsamkeit. «Von Bild zu Bild, von Berg zu Berg enteile an Amors Hand

ich; denn betret'ne Stelle gewährt mir keine Seligkeit hienieden. Nur zwischen Höh'n, am Bache, in stiller Weile, im Schattental, an blumenreicher Quelle erringt die Seele sich den Frieden. Auf Bergeshöh'n im finstern Waldesdunkel nur find ich Ruh.» *Per alti monti e per selve aspre trovo qualche riposo.*

Nach 1341 zog sich Petrarca dauernd in die Einsamkeit von Selvapiana (im Gebiet des parmesanischen Reggio) zurück, von wo aus er die Alpen und die ganze Lombardei im Auge hatte.

47. Ein Jahrhundert nach Petrarca's Geburt sass ein Dichter, Aeneas Silvius (1405—1464), als Papst Pius II. auf Petri Stuhl. Wir kennen von ihm aus der Zeit seiner öftern Aufenthalte in der Schweiz u. a. wohl eine Schilderung der Stadt Basel, indessen keine Äusserung besonderer Bergfreudigkeit. Aber mit zunehmendem Alter fand der Kirchenfürst einen immer wachsenden Genuss an der Schönheit der Natur, im besondern der Bergschönheit. Sicher ist, dass er bei der Wahl seines Wohnsitzes die Aussicht auf das Gebirge in Rücksicht zog. Sein Lieblingsaufenthalt war Pientia. Von seinem dortigen Palast hatte er südlich den Monte Amiata vor sich. «Sieht man, schreibt er, nach Westen hin, so wird der Ausblick über Ilcinum und Siena hinaus durch die Pistorischen Alpen begrenzt; nach Norden hin bietet sich eine Mannigfaltigkeit von Hügeln und ein liebliches Grün von Wäldern dar, bis zu 5000 Schritt sich erstreckend; das schärfer blickende Auge reicht bis zum Apennin und Cortona.» Die Aussicht vom Monte Cavo auf Rom und die Apenninen schildert er mit den Worten: *Roma deinde in conspectu se tota obtulit et Soracte et ager Sabinus et Apenninum jugum nive candidum et Tibur et Praeneste.*

Auch andere Päpste bekundeten ihren Bergsinn. So ordnete der Medicäer Leo X wegen der schönen Aussicht, die man von dort auf die umliegenden Berge hatte, in Poggia a Cajano bei Florenz den Bau eines Palastes an (vollendet wurde das Werk freilich erst durch den Grossherzog Franz).

48. Von schweizerischen Dichtwerken des 16. Jahrhunderts sind vornehmlich fünf anzuführen.

Ein 1515 von Zwingli's Freund Heinrich Loriti aus Mollis (Glarean), 1488—1563, in lateinischen Versen verfasstes Lobgedicht «*Panegyricon de situ Helvetiae et vicinis gentibus*», in dem der Dichter Geschichte und Mythologie des Altertums bezieht, um Land und Volk der Schweiz einen Ruhmeskranz zu winden, soll von Barberinus in Musik gesetzt und von der Jungmannschaft gesungen worden sein.

1536 besang der Theologieprofessor Johannes Müller, nach seinem Zürcher Heimatsort Rhellicanus geheissen, in seiner Stockhornias in 130 lateinischen Hexa-

metern eine als 60jähriger mit andern Geistlichen unternommene Stockhornfahrt.

Bedeutender als dieses Poem ist trotz seines sonderbar anmutenden Aufputzes das sieben Jahrzehnte später, 1605, veröffentlichte Gedicht des Thuner Pfarrherrn Hans Rudolf Rebmann, genannt Ampelander, mit dem langatmigen Titel: «Ein neuw, lustig, ernsthaftt, poetisch Gastmal und Gespräch zweyer Bergen in der löblichen Eydgenossenschaft und im Berner Gebiet gelegen, nemlich des Niesens und Stockhorns, welches Inhalt ein Physicam, Chorographicam et Ethicam descriptionem von der gantzen Welt insgemein und sonderlich von Bergen und Bergleuten.» Die Annahme, der Niesen habe am 8. August 1600 seinem Nachbarn, dem Stockhorn, einen Besuch gemacht, dient dem gelehrten Verfasser dazu, in 14.000 Versen eine Schöpfungsgeschichte und Cosmographie, die Weltgeschichte von Adam bis zur Gegenwart, die Naturmerkwürdigkeiten des Erdkreises, ihre Bewohner, Pflanzen und Tiere dem Leser vorzuführen. Den Grundgedanken des Werkes kleidet der Dichter in den Satz: «in seinem edelsten Streben gleicht der Mensch den Bergen, die zum Himmel streben und deren Gipfel Gott näher gerückt sind.» Die Dichtung legt Zeugnis ab für gute topographische Beobachtung, zugleich auch dafür, dass ihr Autor ein starkes Gefühl für die Majestät der Bergwelt empfand.

Zwischen Loriti's und Müllers Dichtungen fällt diejenige des Franz Niger von 1547, ein lateinisches Poem über Graubünden, und zwischen die Dichtungen von Müller und Rebmann die in die Form eines heroischen Dichtwerkes gebrachte, 786 Hexameter zählende Reisebeschreibung des Rostockers Peter Lindenberg von 1586.

49. Auch im 17. Jahrhundert hat sich die Dichtkunst der Landschaft zugewendet. 1618 besang Sal. Certon das Klima und die sonstigen Naturverhältnisse Genfs; 1687 der Einsiedler Mönch Meyer von Baldegg eine Bergfahrt nach dem Diethelm.

Wegen seines sympathetischen Naturgefühls und seiner starken Empfindung für die landschaftlichen Reize der Heimat gehört in unsern Kreis auch ein Zeitgenosse des Einsiedler Paters, ein wenn nicht grosser, so doch beachtenswerter Dichter des 17. Jahrhunderts: Johann Kaspar Weissenbach (1633—1678), *vir in omni scientia versatissimus at experientissimus*, der Verfasser des grossen Dramas «*Eydgenössisches Contrafeth Auff- und Abnehmender Jungfrawen Helvetiae 1673*», auch einiger anderer Dramen und einer Reihe lyrisch-didaktischer Gedichte, in der Art etwa des Jesuiten Fr. v. Spee.

Die Weissenbach stammen von Unterwalden; ein Zweig liess sich in Zug, ein anderer in Bremgarten, ein dritter in Zürich nieder. Unser Poet gehört der Zuger Linie an.

Einige seiner Gedichte liegen uns bloss in offenbar späterer Überarbeitung vor; wann und durch wen diese geschah, konnten wir nicht ermitteln.

Weissenbach, der auf dem väterlichen Erbgut zu St. Carl am Gestade des lieblichen Zugersees wohnte, fand in dessen Anblick den ungesuchten Stoff für seine lyrische Muse. In einem seiner Gedichte vergleicht er die Stürme des Lebens mit dem Kampf, den Wind und Wellen gegen ein Schiffelein führen. Wir geben den Anfang in der Fassung des Drucks von 1678 und der nachherigen Umdichtung wieder:

Offt ich aus meinem gringen Hauss  
Den nachen See abreisse,  
Welcher so artlich sichet auss,  
Mit blaw glassiert dass Weisse,  
Und gleichwohl häll und Spiegel glatt,  
Dass drinn des Himmels Bogen  
Erhelt, als wär er auf dem Platt  
mit Farben abgezogen.

Oft wandr' ich aus dem stillen Haus am nahen  
Seegestade,  
Es schweiget jedes Sturmgebraus, es ladet  
mich zum Bade.  
Die Flut ist hell und spiegelglatt, der blaue  
Himmelsbogen  
Erscheint, als wär er auf dem Blatt mit  
Farbe abgezogen.

In «Geduld der Weisheit Meister» schildert er den Anbruch des Frühlings mit den Versen:

«Wann abgesponnen hat die Zeit die weiss geschnitte Woll,  
Kumbt an in einem Somerkleid der Früeling freudenvoll.  
Die Feder-Schar verstreut gebaret und erfreut  
Thuend streichend sich ergätzen, vil tausend gsätzlin  
schwätzen.»

50. Die zahllosen dichterischen Erzeugnisse des 18. Jahrhunderts auch nur anzuführen, verbietet sich durch ihre Menge. So begnügen wir uns mit einer Auswahl einzelner Werke, gehen auf diese aber etwas näher ein, als wir es bisher getan haben.

Vorgehend der Besprechung Hallers ein Wort über den deutschen Dichter B. H. Brockes (1680—1747). Dieser war kein grosser Poet; dafür fehlte es ihm schon an Prägnanz. Seine Verdienste sind aber darum doch nicht gering anzuschlagen. Sein Lebenswerk ist ein Protest gegen den Wortpomp, die Hohlheit und Unnatur der zweiten schlesischen Dichterschule, insbesondere des schwülstigen Lohenstein. Vor Bodmer und Breitinger wies er auf die Bedeutung der englischen Dichtkunst hin. Er übersetzte die «Seasons» des Schotten James Thomson (1700—1748), des Verfassers des Nationallieds Rule Britannia, und wie dieser das

heimatliche Hochland besang, so hat auch er, wenn auch mehr nebenbei, vor Haller das Gebirg, der Berge rauhe Höh'n, ihr graues Eis, bejahrten Schnee in den Kreis seiner Dichtung einbezogen. In seinem «Morgen» heisst es: «Die Höhen dieser Welt, der Berge stolze Gipfel durchdringen bald darauf Aurorens Rosenreich; die Spitzen werden rot, die feuchten Felder bleich, die dunkeln Täler grau,» Brockes war 1703 in der Schweiz. Seine Poesie war, derjenigen Hallers darin nicht unähnlich, teleologisch gerichtet. «Sieh nicht allein der Berge wildes Wesen, sieh auch derselben Schmuck, zusammt dem Nutzen an» gemahnt an die Stelle der «Alpen»: «Der Berge wachsend Eis, der Felsen steile Wände sind selbst zum Nutzen da und tranken das Gelände».

Sachlich wie eine Wiederaufnahme des «Gastmahls» Ampelanders mutet uns in manchem Betrachte an: Albrecht von Hallers Gedicht «Die Alpen». (Ein Lehrgedicht Hallers über die Alpen, von 1773, schliessen wir nicht in unsere Betrachtungen ein; es tritt an Bedeutung hinter die «Alpen» von 1729 weit zurück.)

1729 anonym erschienen, wurden die «Alpen» B. L. von Muralt, dem Verfasser der lettres sur les anglais et les français, zugeschrieben. 1732 publizierte sie dann Haller mit einer Auswahl anderer Gedichte unter seinem Namen.

Ihr Einfluss war gross und weitreichend, und gewiss hatten sie einen starken innern und äussern Erfolg, allerdings mehr in der Ferne als in der Heimat des Verfassers. Wir tasten in keiner Weise das Lob an, das ein Denkmal Hallers in Neuhaus bei Münsingen mit Worten des Ewald von Kleist verkündet hat: «Der sich die Alpen, die Pfeiler des Himmels, die er besungen, zu Ehrensäulen errichtet», aber wir zweifeln daran, dass es das rein Poetische in Hallers Werk war, das den starken Eindruck hervorbrachte. Wir sehen die treibende Kraft vielmehr in dem sozialen Gehalt des Gedichts. Es war die Zeit, da unser Erdteil bis in seine national-ökonomischen Aspirationen hinein sich nach der Rückkehr zur Natur zu sehnen begann. Dieser Sehnsucht kam das Gedicht entgegen. Dass Goethe das Gedicht «gross und ernst» genannt hat, scheint uns mit unserer Ansicht nicht in Widerspruch zu stehen. Wir teilen im wesentlichen die Meinung Bise's, wenn dieser sich dahin äussert: «von der überwältigenden Grösse und wilden Erhabenheit des Gebirgs, wie sie vor ihm und nach ihm andere gepriesen, verspürt man bei Haller im Grunde wenig. Das rein Landschaftliche, ohne Beimischung des Moralischen oder des Nützlichen tritt überhaupt selten hervor. Sein Nerv ist nicht das Romantische, sondern das Idyllische mit einem elegischen Einschlag.» Haller befasst sich mehr mit den Bewohnern als mit der Natur der Berge. In den höchsten Tönen

verherrlicht er das Glück des Hirtenlebens; den Vornehmen und Reichen aber predigt er: ihr seid arm in euerem Überfluss und elend in euerem Reichtum. Der Schwärmerei des Rokoko bleibt er fern, aber wie Salomon Gessner überrühmt doch auch er zur Verstärkung des erstrebten Gegensatzes das Hirtenleben, übertreibt auch er die Sitteneinfalt und Reinheit des Bergvolks, idealisiert auch er es über Gebühr, etwa so wie Tacitus die Sittenreinheit der Barbaren überrühmte, um die Verderbtheit Roms schärfer zu geisseln. Selbst ein so begeisterter Bewunderer Hallers wie Hirschfeld lehnt dessen Schildung von der sittlichen Höhe der Bergbewohner als bekannten Tatsachen nicht entsprechend ab.

Albrecht von Haller fing schon in seinem zehnten Lebensjahre zu dichten an, zunächst lateinisch, zwei Jahre später auch deutsch. Sein erstes Opus war eine lateinische Satyre über seinen gestrengen Lehrer. Der 15jährige hatte bereits eine gewaltige Sammlung von Poesien zusammengebracht, darunter ein episches Gedicht von 4000 Versen über den Ursprung des Schweizerbundes. Er fand freilich weder bei den Eltern noch bei den Altersgenossen Anerkennung und Aufmunterung für seine Dichterei, gegenteils Tadel. Im Unmut vernichtete er alle seine dichterischen Erzeugnisse bis an die 62 Alexandriner, die er zu Ehren des Schultheissen Samuel Frisching verfasst hatte. Von 1725 bis 1728 unternahm er Studienreisen über Deutschland nach Leyden, London und Paris. Nach Basel zurückgekehrt, ging er mit seinem Freunde Professor Johann Gessner nach dem Genfersee. Die lieblichen Bilder und die grossartigen Naturszenen, die dieser Ausflug ihm darbot, gaben seinem Naturgefühl ein verändertes Gepräge und weckten zugleich auch wieder seinen Dichtersinn. Die erste Frucht der Wandlung waren die «Alpen». Hallers Naturempfinden hatte bis dahin die kultivierte Ebene bevorzugt. In den Tagebüchern, die er über die Reisen von 1723—1727 geführt hat, heisst es: «Heidelberg liegt unangenehm in einem Tal am Neckar zwischen hohen Hügeln». Auf der Strasse von Amsterdam nach Utrecht findet er sich völlig in einem bezauberten Lande, und nichts ist für ihn rührender als eine lange, mit einem Wassergraben durchwässerte, mit doppelten Bäumen begrenzte Strasse zu Leyden bei Mondschein zu sehen. Er rühmt, dass kein Baum in diesem Lande ausser der Schnur wachse, kein Fussbreit Boden ohne Ausbeute sei.

1736 wurde Haller durch König Georg II. bestimmt, an der neu gegründeten Universität Göttingen die Professur für Anatomie, Chirurgie und Botanik anzunehmen; er blieb dort mit kurzen Unterbrechungen, die er zum Teil zu Gebirgsreisen in der Schweiz benützte, bis 1753, dem Jahre, in dem er bleibend in die Heimat

zurückkehrte. Hier erhielt er durch das Los die Stelle eines Rathausammanns. Schon 1745 war er Mitglied des Rates der 200 in Bern geworden. 1734, zwei Jahre vor Annahme des Rufs nach Göttingen, hatte sich Haller in Bern um den Lehrstuhl der Eloquenz und der lateinischen Sprache beworben. Er erhielt ihn ebensowenig als die ebenfalls nachgesuchte Stelle als Arzt am Inselspital. Immerhin machte man ihn bald nachher zum Bibliothekar. Man scheint sein Wissen und Können in der Vaterstadt erst nach der endgültigen Rückkehr aus dem Ausland schätzen gelernt zu haben. Er wurde nun Schulrat und Sanitätsrat, mit dem Studium der Salzquelle in Aigle, der Untersuchung von Altertümern in Kulm und andern Missionen mehr betraut, als stellvertretender Gubernator in Aelen bestellt und 1758 als Obersalzdirektor von Roche gewählt. In den kleinen Rat kam er nie. Dagegen schuf man 1769 dem 61jährigen auf Lebenszeit eine Spezialstelle für den allgemeinen Dienst des Staates. Als Naturforscher wandte sich Haller nach 1753 besonders grundlegenden Arbeiten der Physiologie zu.

Wir haben nirgends sichere Anhaltspunkte gefunden, welche die Zurückhaltung in der Würdigung des grossen Mannes durch sein Vaterland ausreichend erklären könnten. Unmassgeblich glauben wir die Gründe in folgendem zu finden. Die Wissenschaft war im damaligen Bern keine besondere Empfehlung. Ihre Diener galten als Pedanten und unpraktische Leute, die man gern mit dem Diktum mass: je gelehrter, um so verkehrter. Auch der Dichtkunst, wenigstens der deutschsprachigen, stand man gleichgültig gegenüber. Schon die sozialpolitischen Anschauungen, die der Dichter in den «Alpen», mehr noch natürlich die scharfe Kritik, die er später an den Regenten des Landes übte, mussten ihm die Sympathien der Angehörigen der Stände, die an der Regierung Anteil hatten — nur diese kamen in Betracht —, notwendig entfremden; ihren Ohren konnte das Prophetenwort nicht angenehm tönen: «Und einmal wird die Welt in den Geschichten lesen, wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats gewesen.» Andererseits hatte offenbar Haller gewisse Charakterzüge, welche den Verkehr mit ihm, dem Schwerblütigen, nicht leicht machten. Er hatte — vielleicht unter dem Einfluss seiner Leberkrankheit — etwas von der Eigenschaft an sich, die man dialektisch «hässig» heisst. Hie und da wird ihm auch Stechköpfigkeit vorgeworfen. Sein Nachfolger im Amt des Bibliothekars, der nachmalige Landvogt Samuel Engel, schrieb 1774 an Joh. Gessner: «Es ist immer schade, dass Haller — wir müssen aus dem Zusammenhang annehmen, dass es sich um Albrecht handelt — alles tadelt, was nicht von ihm herrührt. Ich habe ihn zu etwas anders bereden wollen, allein, da er glaubt, er könne nicht irren, so ist alles umsonst.»

Hallers Freund Lambert bezweifelt in einem Briefe an einen Zürcher Freund (1770), dass es Haller mit der Bescheidenheit, die er in der Vorrede zur dritten Ausgabe der Gedichte und auch sonst äusserte, wirklich ernst sei. Unschön erscheint uns, was über Hallers Streit mit Linné berichtet wird. Er glaubte sich von diesem absichtlich vernachlässigt und trat deshalb gegen ihn, wo immer er konnte, mit gehässiger Bitterkeit auf. Er liess sogar unter dem Namen seines Sohnes Gottlieb Emanuel mehrere Streitschriften gegen Linné erscheinen. Dieser rächte sich vornehm, indem er Pflanzen mit Hallers Namen bezeichnete. Dem Verehrer Hallers gereicht es zu wahrer Erleichterung, dass dieser später sein Verhalten als fehlerhaft erkannt und zugegeben hat.

Zweck und Inhalt von Hallers Leben waren die exakten Wissenschaften. Es ist bezeichnend, dass er am Tag seiner Hochzeit mit der geliebten, als Doris von ihm besungenen Mariane Wyss sich mit Problemen der Differentialrechnung befasste. Nach eigenem Geständnis liessen ihm seine wissenschaftlichen Interessen keine Zeit, sich einem so unnötigen und unwichtigen Dinge, als es das Reimen ist, mehr als gelegentlich zu widmen. Er dichtete, wenn ihn Krankheit von anderer Arbeit fern hielt. Bei der Reise mit Gessner an den Genfersee kritzelte er während des Mittagessens Strophen in die Zinnteller.

Nicht sehr abgeklärt waren Hallers religiöse und philosophische Ansichten; sie haben ihm, der in der Naturwissenschaft so gefestigt dastand, sicherlich viel Unruhe bereitet.

Haller bekennt: die Alpen sind dasjenige Gedicht, das mir am schwersten geworden ist. Ihre Struktur erforderte zehnzeilige Strophen, die ebensovieler «Gemälde» bedurften. Auch mit der Sprache hatte er zu kämpfen. Er misst sie an dem damals als mustergültig betrachteten meissnisch-sächsischen Dialekt und sagt 1748: «Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd und die Wahl der Wörter ist mir fast unbekannt.» Daher liess er denn auch sein Alpengedicht durch einen Hannoveraner von «Sprachunarten» reinigen. Er hielt — wir setzen in seine Aufrichtigkeit keine Zweifel — nicht nur sich selbst nicht für einen grossen Dichter, sondern dachte, wie bereits angedeutet, überhaupt nicht hoch von der Dichtkunst. Von seinem 48. Jahre an gab er das Reimen auf. Dem Kaiser Joseph II., der den Dichter 1777 kurz vor dessen Tod unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein aufsuchte, gestand er, das Dichten sei seine Jugendsünde gewesen. In der 1749, zufällig dem Geburtsjahr Goethes, verfassten Vorrede zu den Gedichten des Arztes Werlhof steht Haller unmittelbar vor dem Geständnis, dass der Dichter ein entbehrliches und unwirksames Mitglied der zeitgenössischen Gesellschaft sei.

Die poetischen Leistungen Hallers sind denn auch von jeher sehr abweichend beurteilt worden. Die Zürcher Bodmer und Breitinger reihten ihn den ersten Dichtern der Zeit ein; Literarhistoriker, wie Gervinus, spendeten seiner Kunst hohen Beifall. Andere rügten, was sie an Brockes aussetzten: die Weitschweifigkeit, wieder andere fanden seine Sprache zwar einfach und gedrungen, aber steif, ungelent, schwer wie die Berge; und wieder andere erklärten, die «Alpen» seien «beschreibend malend, aber nicht anschaulich packend und erwärmend». Cuvier drückt sich in der Biographie universelle im Grunde recht trocken also aus: «son poème sur les Alpes est la plus étendue de ses compositions et la plus riche en images.» Lessing wurde wegen Hallers allzu genauer Darstellung seiner Trauer im Gedicht über den Verlust seiner Doris misstrauisch gegen die Wahrheit des empfundenen Schmerzes; Schiller sagt, Hasler teile in diesem Gedicht nicht seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mit, und Ulrich Hegner hat über die «Alpen» das Urteil gefällt: «die Verse sind ebenso holprig und die Gedanken ebenso erhaben als die Natur, die Haller beschreibt».

Heute wird den «Alpen» als Gedicht kaum mehr als historischer Wert beigelegt. Wer so empfindet, darf das unseres Erachtens ruhig bekennen. Denn Albrecht von Haller ist in allem andern so wahrhaft gross, dass er zu seinem dauernden Ruhm des Lorbeers des Poeten nicht auch noch bedarf. Wir denken über ihn ähnlich wie Lessing über Luther: «Es ist mir recht lieb, einige kleine Mängel an ihm entdeckt zu haben, weil ich in der That der Gefahr sonst nahe war, ihn zu vergöttern.»

51. Ungleich weittragender als Hallers war Rousseaus Einfluss auf die Ausbildung des Naturgefühls, im besondern des Bergsinns. Rousseau, der sich im verworrenen und verwirrenden Leben der Städte nicht zurechtfindet, flüchtet in die Einsamkeiten der Bergnatur. Sie schenkt ihm das Glück der Ruhe; ihr Friede gibt ihm Sammlung und beflügelt sein Denken in der Aufstellung eines neuen, dem Rationalismus entgegengesetzten Kulturideals. Vielleicht hat kein anderer Dichter in so hohem Masse wie Rousseau das Vermögen besessen, sich in die Natur einzufühlen, in ihr aufzugehen. Keiner hat diese Einfühlungskraft so hinreissend zur Geltung zu bringen gewusst wie er. Keiner hat der Mit- und Nachwelt die Augen für die Schönheit unserer Landschaft so weit zu öffnen verstanden wie er. Seine schwärmerische Darstellung hat unmittelbar wie mittelbar den grössten Anstoss gegeben zu dem gewaltigen Zug der Schönheitsdurstigen nach unsern Tälern und Höhen. Mit Schiller und Byron steht er an der Spitze der Schriftsteller, die ungesucht und ungewollt durch die poetische Verklärung unseres Landes auch dessen wirtschaftliche Entwicklung gehoben haben.

Um Rousseaus begeisterte und begeisternde Schreibweise ausreichend zu kennzeichnen, müssten wir dessen Werke oder doch wenigstens seine Nouvelle Héloïse abschreiben. Er ist aber so reich, dass einige wenige Zugriffe aufs Geratewohl genügen, seine Bedeutung deutlich werden zu lassen. Wir wählen nur zwei Stellen. Eine erste soll neben der Kraft seines beschreibenden Stils zugleich auch den weitsichtigen, praktischen Sinn Rousseaus dokumentieren:

«C'est une impulsion générale qu'éprouvent tous les hommes, quoiqu'ils ne l'observent pas tous, que sur les hautes montagnes où l'air est pur et subtil, on se sent plus de facilité dans la respiration, plus de légèreté dans le corps, plus de sérénité dans l'esprit; les plaisirs y sont moins ardents, les passions plus modérées. Les méditations y prennent je ne sais quel caractère grand et sublime, proportionné aux objets qui nous frappent, je ne sais quelle volupté tranquille qui n'a rien d'âcre et de sensuel. Il semble qu'en s'élevant au-dessus du séjour des hommes on y laisse tous les sentiments bas et terrestres, et qu'à mesure qu'on s'approche des régions éthérées l'âme contracte quelque chose de leur inaltérable pureté. On y est grave sans mélancolie, paisible sans indolence, content d'être et de penser: tous les désirs trop vifs s'émoussent; ils perdent cette pointe aiguë qui les rend douloureux; ils ne laissent au fond du cœur qu'une émotion légère et douce, et c'est ainsi qu'un heureux climat fait servir à la félicité de l'homme les passions qui font, ailleurs, son tourment. Je doute qu'aucune agitation violente, aucune maladie de vapeurs pût tenir contre un pareil séjour prolongé et je suis surpris que des bains de l'air salubre et bien-faisant des montagnes ne soient pas un des grands remèdes de la médecine et de la morale.»

Eine zweite, der Nouvelle Héloïse entnommene Stelle mag auch Rousseaus Heimatliebe zeigen:

«Plus j'approchais de la Suisse, plus je me sentais ému. L'instant où des hauteurs du Jura je découvris le lac de Genève fut un instant d'extase et de ravissement. La vue de mon pays, de ce pays si chéri où des torrents de plaisir avaient inondé mon cœur, l'air des alpes si salubre et si pur, le doux air de la patrie plus suave que les parfums de l'orient, cette terre sèche et fertile, ce paysage unique, le plus beau dont l'œil humain fut jamais frappé, ce séjour charmant auquel je n'avais rien trouvé d'égal dans le tour du monde, l'aspect d'un peuple heureux et libre, la douceur de la saison, la sérénité du climat, mille souvenirs délicieux qui réveillaient tous les sentiments que j'avais goûtés, tout cela me jetait dans des transports que je ne puis décrire et semblait me rendre à la fois la jouissance de ma vie entière.»

52. An den französischen Schweizer wollen wir seiner besondern Auffassung wegen einen Franzosen anschliessen: Chateaubriand.

Nicht jeder hat Bergsinn und nicht jeder hat ihn in gleichem Umfang. Hegel fällt über seine Wanderung im Berner Oberland das Verdikt: weder das Auge noch die Einbildungskraft findet auf diesen formlosen Massen irgendeinen Punkt, auf dem jenes mit Wohlgefallen ruhen, oder diese eine Beschäftigung oder ein Spiel finden könnten. Als Flaubert, um sein rotes Gesicht zu verlieren und seine Nerven zu beruhigen, durch seinen Arzt auf die Rigi geschickt, sich dort entsetzlich langweilte, schrieb er George Sand: «Ich würde alle Gletscher der Schweiz für das vatikanische Museum dahingeben; dort kann man träumen».

So indifferent war Chateaubriand nicht. Aber das Innere der Gebirgslandschaften wirkte drückend auf ihn; finstere Klüfte machten ihm Angst. An schwieriger und gefahrbringender Felsenkletterei fand er keinen Geschmack. Ihm bot die Fernwirkung des Gebirgs allen Genuss, den er suchte. Die Berge hatten für ihn keinerlei sportliches Interesse, und das hat ihm seitens Andersdenkender manchen Angriff eingetragen. Der nachfolgende Passus aus seinen Schriften mag ihn wenigstens vor der üblen Nachrede schützen, dass sein beschränktes Ideal ihn zu einem lauen Bewunderer der Bergschönheit gemacht habe: «Il n'y a pas de beaux paysages sans un horizon de montagnes. Leurs membres gigantesques, hideux quand on les contemple de trop près, sont admirables lorsqu'au fond d'un horizon vaporeux, ils s'arrondissent et se colorent dans une lumière fluide et dorée. J'aime les montagnes comme grandes solitudes, je les aime comme cadre, bordure et lointain d'un beau tableau, je les aime comme rempart et asile de la liberté, je les aime comme ajoutant quelque chose de l'infini aux passions de l'âme.»

53. Über Schiller können wir uns kurz fassen, nicht weil seine Bedeutung im Gebiet unserer Betrachtung gering wäre, sondern weil seine kaum begrenzbare und dauerhafte Bedeutung allgemein bekannt ist. Von grossem Einfluss war besonders sein 1804, ein Jahr vor seinem Tode, veröffentlichter Wilhelm Tell, ein Success, sagt der Dichter selbst, wie noch keines meiner Stücke. Schon 1777 hatte J. H. F. Ulrich, Prediger an der Charité in Berlin (der deutsche Bearbeiter der Schrift «L'état et les délices de la Suisse») angesichts des Vierwaldstättersees den Wunsch geäußert, ein Lessing oder Goethe möge die Taten Tells in einem Schauspiel verherrlichen. Goethe veranlasste, seine eigenen Pläne fallen lassend, Schiller zur Bearbeitung des Stoffes. Dieser kannte die Schweiz nicht aus eigener Anschauung. Was er über das hinaus, was ihm sorgfältiges Studium von Literatur und



Kunst an die Hand gab, über unser Land in Erfahrung brachte, verdankt er vor allem der Mitteilung der schweizerischen Reiseerlebnisse seiner Frau, Charlotte von Lengefeld, und seines Freundes Goethe.

54. Goethe hat, abgesehen von einer flüchtigen Durchreise durch ostschweizerisches Gebiet im Jahre 1788, die Schweiz dreimal besucht: 1775, 1779 und 1797. Die erste Reise war im wesentlichen eine Fussreise, die der noch nicht 26jährige, vom Ruhm der Leiden des jungen Werther umstrahlt, ohne besondere landeskundliche Vorbereitung angetreten hatte, um sich gemäss seines Vaters Wunsch nach Italien zu begeben. Er konnte sich dann aber nicht entschliessen, dem väterlichen Verlangen nachzukommen: die Liebe zu Lili trieb ihn in die Heimat zurück. Als 60jähriger bekennt er, er habe ein ihm von Lili geschenktes goldenes Herz um den Hals getragen und dieses habe, da er es auf dem Gotthard anfasste und küsste, seine Blicke von Italien zurückgewandt. Ganz zwar übersah er trotz der Sehnsucht nach Lili die übrige weibliche Welt nicht. Er und sein Freund Passavant liessen sich durch zwei Mädchen in einem Boot über den Lowerzer See rudern. Darüber lautet eine Notiz: «Vor lauter Wonne sah man gar nichts.» Der alte Goethe war über die Unfügsamkeit des Sohnes sehr ungehalten. Er versagte dessen Reiseschilderungen alles Interesse und konnte den «wilden Felsen, Nebelseen und Drachennestern» der Schweiz keinerlei Geschmack abgewinnen.

Ein wesentlich anderes Gepräge hatte, schon im rein äusserlichen Apparat, die zweite Reise, die der eben Geheimrat gewordene Dichter, wohl vorbereitet, als Führer seines Herzogs Karl August zu machen hatte. Der Herzog nahm seinen Oberforstmeister von Wedel und zwei Diener mit, Goethe seinen getreuen Philipp Seidel. An Stelle der flüchtigen Bleistiftnotizen, die Goethe 1775 losen Papierfetzen anvertraut hatte, traten jetzt regelmässig diktirte, fein ausgearbeitete Reiserelationen und formschöne Reisebriefe an die Frau seiner Liebe, Charlotte von Stein.

Die dritte Reise hatte zur unmittelbaren Veranlassung den Besuch des befreundeten Schweizer Malers Heinrich Meier in Stäfa. Sie ist wohl die innerlich bedeutendste der Schweizerfahrten Goethes. Auf ihr fasste Goethe den Gedanken eines Epos über Wilhelm Tell; er schrieb darüber an Schiller am 14. Oktober 1797. Für diese dritte Reise hat er förmliche Aktenfaszikel angelegt, in die er die jeden Abend seinem Schreiber diktirten Berichte und Protokolle, auch Zeitungsausschnitte, Theaterzettel und anderes Material, sorgsam registriert, hineinheftete.

Auf der ersten Reise wurde Goethe durch den ihm neuen Anblick der grossen Natur überwältigt, und in

massloser Begeisterung ruft er aus: «Mir ist wohl, dass ich ein Land kenne, wie die Schweiz ist; nun geh mir's, wie's wolle, hab' ich doch immer da einen Zufluchtsort.» Auf der zweiten befähigte ihn seine inzwischen stattgehabte Vertiefung in die Naturforschung sich auch für die Bergwelt eine abgeklärteres, tieferes Naturgefühl zu bilden; die dritte Reise unternahm er als wissenschaftlich und künstlerisch voll ausgereifter Mann. Goethe hat, wie er selbst sagt, die gewaltigen Eindrücke, die ihm die Schweiz bot, als das Höchste und Grösste genossen, was die Natur in unsern Breiten zur Schau gestellt hat.

Ausser in seinen Reisebeschreibungen und Briefen haben die Schweizerfahrten und Erlebnisse ihren Niederschlag auch in seinen poetischen Werken gefunden.

Das Leitwort des «Urgötz» entnahm er Hallers Staatsroman «Usong». Der Gesang der Geister über den Wassern entstand angesichts des Staubbachfalles; die erste Szene des zweiten Teils von «Faust» verherrlicht das Hochgebirge; des weitern weisen auf Schweizerindrücke: die dritte Strophe des Mignonliedes, die Elegie Euphrosine, die Kapitel 17 und 18 von Dichtung und Wahrheit und anderes mehr.

Zu dem Enthusiasmus, den der Dichter in dem oben zitierten Ausruf von 1775 bekundet hat, steht eine 1808 im Druck erschienene Äusserung insofern nicht im Widerspruche, als auch sie noch recht jugendlich anmutet. Goethe schreibt:

«Frei wären die Schweizer? frei diese wohlhabenden Bürger in den verschlossenen Städten? frei diese armen Teufel an ihren Klippen und Felsen? Was man dem Menschen nicht alles weis machen kann! Besonders wenn man so ein altes Märchen in Spiritus aufbewahrt. Sie machten sich einmal von einem Tyrannen los und konnten sich in einem Augenblick frei denken; nun erschuf ihnen die liebe Sonne aus dem Aas des Unterdrückers einen Schwarm von kleinen Tyrannen durch eine sonderbare Wiedergeburt; nun erzählen sie das alte Märchen immer fort, man hört bis zum Überdruß: sie hätten sich einmal freigemacht und wären freigeblichen; und nun sitzen sie hinter ihren Mauern, eingefangen von ihren Gewohnheiten und Gesetzen, ihren Fraubasereien und Philistereien, und da draussen auf den Felsen ist's auch wohl der Mühe wert, von Freiheit zu reden, wenn man das halbe Jahr wie ein Murrentier gefangen gehalten wird.»

55. Wir wollen unsere Übersicht mit einem grossen englischen Dichter abschliessen, mit Byron. An der Wende des 18. und des 19. Jahrhunderts kam mit den beiden Freunden Wordsworth (1770—1850) und Coleridge (1773—1834) und andern die englische Romantik auf. Wordsworth hat 1793 ein Gedicht über eine Fussreise

durch Italien, die Schweiz und Savoyen verfasst. S. F. Coleridge, in seiner Jugend von der französischen Revolution begeistert, hat sich ihr gegenüber später stark abgekühlt. In einer Ode von 1798, in der er auch auf unser Land Bezug nimmt, klagt er: «Vergieb mir Freiheit, o vergieb den Traum! Ich hör dein Rufen, hör dein Klagen schallen her aus Helvetiens bleichen Eiseshallen. Ich seh das Blut in seiner Ströme Schaum.» In den Kreis dieser Dichtung gehört als ihr bedeutendster Vertreter Lord Byron.

Byrons Einfluss auch auf unserem Gebiet war sicher gross und wäre wohl noch grösser gewesen, wenn er recht-

zeitig kongeniale Übersetzer seines verwickelten Satzgefüges, seiner eigenartigen Wortbildung und seiner bilderreichen Sprechweise gefunden hätte. Goethe hielt Byrons Gedichte für schlechtweg unübersetzbar, und das wenige, was Goethe selbst davon ins Deutsche übertragen hat, beweist in der Tat die mangelnde Zulänglichkeit seines Könnens. Weit besser gelang, nach den wenigen vorhandenen Fragmenten zu urteilen, Heinrich Heine (und nach ihm Leuthold) die Übersetzung des Engländers. Zum Erweis stellen wir einen Originalvers aus Manfreds Zauberbann der deutschen Wiedergabe Goethes und Heines gegenüber.

Byron:

From thy false tears I did distil an essence which hath strenght to kill; from my own heart I then did wring the black blood in its blackest spring; from thy own smile I snatch'd the snake, for there it coil'd as in a brake; from thy own lip I drew the charm which gave all these their chiefest harm; in proving every poison known I found the strongest was thine own.

Goethe:

Deinen falschen Tränen zog ich tödlichste Essenzen aus, deinem eigenen Herzen sog ich Blut, das schwärzeste, vom Quell, deinem Lächeln lockt ich Schlangen, dort geheimgeringelt, ab, deinem Lippenpaar entsaugt ich allerschlimmstes aller Gifte, jedem Gift, das ich erprobet, schlimmer ist dein eignes doch.

Heine:

Aus deinen Tränen, falsch und schlau, kocht ich ein tödliches Gebräu; aus deines Herzens schwarzem Quell presst ich des schwarzen Blutes Well; aus deines Lächeln's Falt ich zog die Schlang, die dort sich ringelnd bog; aus deinem Mund nahm ich den Reiz, den Hauch des allerschlimmsten Leids; ich prüft manch Gift, das mir bekannt, doch deins am giftigsten ich fand.

Byron war ein Kind des schottischen Hochlands. Da darf es uns nicht wundern, dass ihn der Anblick der Alpen, the palaces of nature, begeisterte. Er hat denn auch selbst von sich bekannt: wen schon als Kind des Hochlands Blau entzückt, liebt jede Höh', die gleiche Farbe schmückt.

Byron kam 1816, nach Publikation der beiden ersten Gesänge von Childe Harold, mit seinem Sekretär und Arzt Polidori und seinen Freunden Hobbhouse und Monck-Lewis in die Schweiz, zunächst nach Cogny bei Genf. Dort traf er mit seinem gleichgestimmten Freunde Shelley, dem bedeutenden, leider sehr kurzlebigen (1792—1822), englischen Dichter zusammen. Auf einer nicht ohne Gefahr bestandenen gemeinsamen Bootfahrt dichtete Byron gewissermassen in einem stürmischen Atemzug den dritten Gesang Harolds, den Gefangenen von Chillon. Nach der Trennung von Polidori und nach Shelleys Wegreise liess er sich mit Hobbhouse eine Zeitlang in Clarens nieder. Für Byron hatte, wie für Rousseau, der Genfersee alle Zauber eines Paradieses. Wie dieser, stellt aber auch der englische Dichter dem Lärm der Städte die einsame Pracht unserer Hochgebirgswelt gegenüber, Rousseau hauptsächlich die Walliser, Byron die Berner Alpen. Beide haben mit einer Kunst, die hohe Kraft und hinreissende Schönheit des Ausdrucks mit stark persönlicher Färbung des

Inhalts vereint, die Bergnatur in ihrer nature gracieuse und in ihren magnifiques horreurs dargestellt.

In dem auf der Wengernalp, im Angesicht der Jungfrau, gedichteten Manfred sagt der Held des Dramas (nach der freien Übersetzung Adolf Seuberts):

«Mein Geist konnt' schon als Kind mit andern nicht verkehren, er sah die Erde nicht mit Menschaugen, ihr durst'ger Ehrgeiz war ihm unverständlich; und fremd blieb ihm ihr Lebenszweck. Mein Schmerz und Glück und meine Leidenschaften, auch meine Gaben waren andrer Art. Ich hatte wohl die Form beseelten Fleisches, doch keine Sympathie mit ihm, mit Mensch und Menschen denken hielt ich spärliche Verbindung nur. Dafür war in der Wildnis ich beglückt: ich sog mit Lust der eis'gen Firne herbe Luft, wo nicht sein Nest zu bauen der Vogel wagt, wo nackt Gestein nicht einen Käfer lockt; ich stürzte in den Strom und schwamm dahin im raschen Wirbel stets erneuter Wogen, wie sie der Sturzbach, wie das Meer sie sandte. Hierin gefiel sich meine Jugendkraft. Oft folgt ich auch bei Nacht des Mondes Wallen, dem Gang des Sterne, ihren Wunderbildern; ich schaute in der Blitze Schein, bis blöd mein Auge ward, ich lauscht der Blätter Flug, wenn seinen Abendgruss der Herbstwind heulte. Dies war mir Lust und dann — die Einsamkeit.»

Und in Childe Harold singt er:

«O Leman, mild und klar! Dein See, gemessen mit meiner frühern Welt voll Sturm und Glut, mahnt mich mit seiner Stille zu vergessen am reinen Quell der Erde trübe Flut.»

«Ich lebe nicht in mir allein, ich werde ein Teil von dem, was mich umgibt: mir schenkt das Hochgebirg ein Hochgefühl, die Fährte der Städte aber mich in Qual versenkt.»

«Sind Himmel nicht, Gebirge, blaue Wellen ein Teil von mir, wie ich's von ihnen bin? Und zieht nicht tief in meines Herzens Zellen zu ihnen mich die reinste Liebe hin?»

Byron gilt als Pessimist. Aber durch die pessimistischen Farben hindurch, mit denen er seine poetischen Landschaftsbilder übermalt, schimmert doch immer wieder die jugendstarke Lust an der Schönheit der Welt.

Am 27. Juni 1816 meldet er seinem Verleger Murray:

«Ich habe Rousseaus Stätten mit der «Héloïse» vor mir durchwandert und bin von der Kraft und Treffsicherheit seiner Schilderungen und der Schönheit ihrer Wirklichkeit unaussprechlich ergriffen.»

In einem Brief, den er am 25. März 1817 von Venedig aus an Thomas Moore sandte, heisst es unter anderm: «Ich finde die Jungfrau und diese ganze Alpenregion, die ich im September durchquerte, viel schöner als den Montblanc und Chamonix oder den Simplon. In Wengen bestieg ich die äusserste Spitze, aber nicht den höchsten Punkt — denn die Jungfrau selbst ist unbesteigbar —, jedenfalls ist es der beste Aussichtspunkt. Für meine Schwester Auguste habe ich über das Ganze ein Tagebuch geführt.» «Ich schrieb eine Art tolles Drama (Manfred), um die Alpennatur in Beschreibungen einzuführen.» «Fast alle dramatischen Personen sind Geister, Gespenster oder Zauberer; der Schauplatz sind die Alpen und die andere Welt, und nun kannst du Dir vorstellen, was für ein Tollhaus-Trauerspiel es sein muss.»

Am 7. Juli 1820 sendet er Murray von Ravenna aus eine Kritik Goethes, «des grössten Mannes Deutschlands, vielleicht Europas», über Manfred, mit dem Bemerkten: «Seinen ‚Faust‘ habe ich nie gelesen, denn ich kann kein Deutsch; aber Mathew Monk Lewis hat 1816 in Cologny das meiste daraus viva voce übersetzt, und ich ward natürlich stark davon gepackt. Aber es war der Staubach und die Jungfrau und noch etwas anderes, viel mehr als Faustus, was mich ‚Manfred‘ schreiben liess. Die erste Szene ist jedoch der ersten des ‚Faust‘ sehr ähnlich.»

Goethe liess 1823 Byron durch dessen Freund Sterling Verse zustellen, in denen er den englischen

Dichter mit den Worten apostrophiert: «Wie soll ich dem, den ich so lang begleitet, nun etwas Traulichs in die Ferne sagen? Ihm, der sich selbst im Innersten bestreitet, stark angewohnt, das tiefste Weh zu tragen. Wohl sei ihm doch, wenn er sich selbst empfindet! Er wage selbst, sich hoch beglückt zu nennen, wenn Musenkraft die Schmerzen überwindet, und wie ich ihn erkannt, mög er sich kennen.» Die Sendung traf Byron im Juli 1823, auf der Reise nach Griechenland, in Livorno, wohin er gefahren war, um einige Griechen in ihr kämpfendes Vaterland mitzunehmen. Von Hast und Unruhe umgeben, dankte er Goethe, «dem seit 50 Jahren unbestrittenen Herrscher der europäischen Literatur — seinen erklärten Patron und Freund hatte er ihn 1822 genannt — für seine Zeilen, die er als angenehme Überraschung und günstiges Omen empfand, «in flüchtiger Prosa».

So hoch Byron unsere Landschaft schätzt, so wenig Sympathie scheint er für die Schweizer und die in die Schweiz kommenden Engländer empfunden zu haben. Wie 1816 der Turnvater Jahn, hält er viel von der Schweiz, nichts von den Schweizern. Schreibt er doch im September 1821 aus Ravenna an Moore: «Die Schweiz ist ein verfluchtes, selbstsüchtiges, schweinisches Land voller Viehzeug, das in die romantischste Region der Welt versetzt ist. Ich konnte die Bewohner und noch weniger ihre englischen Besucher niemals ertragen.»

Goethe hat sich mit Byron und seinem dichterischen Gefühl viel und oft befasst; er hatte von ihm eine sehr hohe Meinung und hat ihm in der «Helena» das unsterbliche Denkmal der Liebe gesetzt. In den Gesprächen mit Eckermann nennt er ihn eine Persönlichkeit von solcher Eminenz, wie sie nicht dagewesen und wohl schwerlich wiederkommen wird. «Dasjenige, was ich die Erfindung nenne, ist mir bei keinem Menschen in der Welt grösser vorgekommen als bei Byron. Die Art und Weise, wie er einen dramatischen Knoten löst, ist stets über alle Erwartung und immer besser, als man es sich dachte.» «Alles, was er produzieren mag, gelingt ihm, und man kann wirklich sagen, dass sich bei ihm die Inspiration an die Stelle der Reflexion setzt. Er musste immer dichten, und da war denn alles, was vom Menschen, besonders vom Herzen ausging, vortrefflich. Zu seiner Sache kam er wie die Weiber zu schönen Kindern; sie denken nicht daran und wissen nicht wie. Er ist ein grosses Talent, ein geborenes, und die eigentlich poetische Kraft ist mir bei niemand grösser vorgekommen als bei ihm.» Goethe meint, Byron würde, hätte er Gelegenheit gehabt, sich alles dessen, was von Opposition in ihm war, im Parlament zu entledigen, als Poet weit reiner dastehen. So blieb ihm, um sich von dem, was er gegen seine Nation auf dem Herzen hatte, zu befreien, kein anderes Mittel,

als es poetisch zu verarbeiten und auszusprechen. «Einen grossen Teil der negativen Wirkungen Byrons möchte ich verhaltene Parlamentsreden nennen.» «Die Engländer mögen von Byron halten, was sie wollen, so ist doch so viel gewiss, dass sie keinen Poeten aufzuweisen haben, der ihm zu vergleichen wäre. Er ist anders als alle übrigen und meistens grösser.» «Ich habe seinen Deformed transformed wieder gelesen und muss sagen, dass sein Talent mir immer grösser vorkommt. Sein Teufel ist aus meinem Mephistophles hervorgegangen, aber es ist keine Nachahmung, es ist alles durchaus originell und neu und alles knapp, tüchtig und geistreich. Es ist keine Stelle darin, die schwach wäre, nicht so viel Platz, um den Knopf einer Nadel hinzusetzen, wo man nicht auf Erfindung und Geist träfe. Ihm ist nichts im Wege als das Hypochondrische und Negative, und er wäre so gross wie Shakespeare und die Alten.» «Byrons Kühnheit, Keckheit und Grandiosität, ist das nicht alles bildend? Wir müssen uns hüten, es stets im entschieden Reinen und Sittlichen suchen zu wollen. Alles Grosse bildet, sobald wir es gewahr werden.»

56. Wir sind am programmgemässen Ende unserer wider Willen lang gewordenen Abhandlung angelangt und dürfen und wollen sie nicht verlängern. *Wir schöpfen aus ihr die erhoffte Überzeugung, dass die natürlichen Grundlagen unseres Fremdenverkehrs durchaus solide sind, und zweifeln nicht daran, dass die gleiche Überzeugung in den weitesten Kreisen unseres Volkes zahlreiche Be-*

kenner hat. Wenn unsere Darlegungen auch nur in bescheidenem Masse dazu beitragen, ihre Zahl zu mehren, so ist ihr Zweck erreicht. Erblicken wir doch im Glauben an die dauernde Lebensfähigkeit der Fremdenindustrie, vor allem auch einen starken Rückhalt für Behörden und Private in den im Gang befindlichen Sanierungsbestrebungen, speziell im Gebiet des Gasthausgewerbes, mögen sich diese Bestrebungen im Gebiet rechtlicher Schutzvorkehrungen bewegen oder die Verbesserung und Verbilligung des Betriebs oder endlich die Rationalisierung der Kapitalbeschaffung ins Auge fassen. Aber selbstverständlich entbindet auch der stärkste Glaube in einer Zeit, da der Wettbewerb immer weitere Gebiete ergreift und immer intensiver wird, die beteiligten Kreise nicht von all der Wachsamkeit und Arbeit, die nötig sind, um die gesunde Grundlage des Gewerbs wirtschaftlich nicht nur im bisherigen Umfang auszunützen, sondern sie immer fruchtbarer zu machen.

Vielleicht erwächst dabei auch uns, die das Geschäftliche nicht berührt, eine Aufgabe. Wir würden eine solche in der Pflege des Bergsinns erblicken. Wir denken aber dabei nicht etwa an die Schaffung neuer Vereine oder einer sonstwie organisierten Tätigkeit, sondern vielmehr an einen freien, ungebundenen, stillen Kult für all das Schöne, das der Begriff Gebirg in sich birgt. Würden wir, die nur an der idealen Seite der Sache Beteiligten, diese in unaussetzender Liebe hegen, so würden wir damit auch das Geschäftliche adeln helfen.

Wenn der Geschäftsmann und der Idealist gewissermassen als eine vereinigte Persönlichkeit zusammenwirken, dann wird sich an deren Bestreben doch am Ende der Spruch erweisen: «Wer in der wirklichen Welt arbeiten kann und in der idealen leben, der hat das Höchste erreicht.»

---